

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 3

www.nyland.de

nyland@nyland.de

Hans Siemsen

Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
versehen von
Dieter Sudhoff



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 3

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und dem Förderverein
Kulturgut Haus Nottbeck
von Walter Gödden
Band 3

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Da-
ten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und
alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile des-
selben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in an-
deren als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige
schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln
© 2003 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 3-936235-02-3
Redaktion: Wolfgang Delseit
Lektorat: Lelo C. Burkert-Auch
Satz: TIESLED Satz & Service, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
Druck: WB-Druck, Rieden/Allgäu
Printed in Germany

Inhalt

Ein Almosen	7
Bärenfamilie im Zoo	9
Rummelplatz	14
Menagerie	18
Gesetze der Höflichkeit	21
Hafenviertel	24
Nordsee	28
Großstadt-Märchen	
Ein eleganter Herr	31
Jazz-Band-Droschke	32
Wege zur Kraft und Schönheit	33
Esel! Kamel! Hund!	34
Auf der einsamen Insel	36
Im Wartesaal	39
Unbekannte Jahreszeiten	42
Die Domglocken läuten	46
Frühling	49
Glanz und Elend der Literatur	51
Kunstaberachtung	53
Die Saison beginnt	55
Wat heißt hier Frühling?! Baumblüte	58
Die veränderte Straße	64
Ein Schaufenster	65
Der Portier	67
Ein böses Tier	70
Zwischen den Beinen hindurch	72
Schlechtes Gewissen	73
Sommerfrische zu Hause	75
Erbsen auspuhlen	77
Tiere und Menschen im Zoo!	80
Weihnachten unterwegs	85
Silvesterabend in Westfalen	87

Wenn der Mistral weht...	
Silvesterabend in Marseille	90
Fußballspiel zur Ehre Gottes	93
Offensichtliche Wirkung des Gebets	95
Greta Garbo im Wartesaal	97
Liebespaar	99
Die Grashalme von Pau	102
Osteressen, Osterfeuer	106
„Mein Droschkenkutscher“	110
Wer kennt Berlin?	
Der Kurfürstendamm im Tageslauf	113
Tischtennis, wird auch unter dem Sofa gespielt	117
Rätsel der Technik	119
„Konservenmusik“	121
Muß das sein?	125
Kühe Tag für Tag. Eine Schilderei	127
General Knusemong	131
Menschen unterwegs. Skizzen	133
Nachwort	137
Textnachweise	149

Ein Almosen

Immer wieder, wenn ich nach Berlin komme, geht es mir so wie dem Jungen aus der Provinz, der zum ersten Mal in die Großstadt kommt: Ich stehe an der Straßenecke, Menschen, Droschken, Autobusse rumpeln, rattern, rudern vorüber – und ich denke: kein Mensch kennt dich, kein Mensch will was von dir wissen, keiner würde auch nur ein Wort vermissen, wenn du tot wärst. Ein Paar Schuhe kosten tausend Mark – wie soll ich die bezahlen? Einsam und arm bin ich jedesmal, wenn ich nach Berlin komme. Obwohl ich dort wohne.

Ich sitze auf dem Verdeck des Autobusses und schwanke hoch über Droschken und Trams, von der Luft der ersten Frühlingstage umweht, die Leipziger Straße hinunter. Vor einem Haus, mit goldenen Gittern, zwischen zwei prunkvoll glänzenden Schaufenstern steht ein alter Mann und dreht eine Orgel. Es ist eine sehr bescheidene kleine Orgel. Und er ist ein sehr bescheidener kleiner Mann. Er hat nicht nur die großen Augen, sondern auch den zahnlosen Mund weit aufgerissen, als ob er jeden Augenblick erwarte, daß etwas ganz Außergewöhnliches geschehe. Aber es geschieht nichts Außergewöhnliches. Die Autos, die Droschken, die Menschen fahren vorbei, ohne halt zu machen, ohne ihn zu sehen. Sie haben gar nicht mal die Zeit, mitleidig zu sein. Niemand gibt ihm etwas. Sie eilen vorüber. Und er steht da und dreht seine Kurbel. Als ob das alles gar nicht wahr, als ob das gar keine Wirklichkeit wäre. Als ob vom gleichen Räderwerk getrieben, ohne Gefühl und ohne Sorgen, ohne Mitleid und ohne Hunger, hölzerne Marionetten vorübereilten, Marionette die Kurbel drehte.

Da macht mit einemmale inmitten der vorüberrollenden Reihe einer halt: ein Junge mit einer Botenkarre. Er macht halt, stellt den Wagen hin, sucht sein Portemon-

naie, nimmt eine Münze heraus, einen Geldschein, geht zu dem Alten und legt sein Almosen auf den Rand der Orgel. Und dabei nimmt er seine Mütze ab und grüßt den Alten. Als ob nicht der Alte, sondern als ob er es wäre, der für etwas zu danken hat. Er ist etwas verlegen dabei: ungeschickt nimmt er die Mütze ab; ungeschickt drängt er sich durch den Strom der Passanten hindurch, nimmt rasch seine Karre auf und rollt davon.

Niemand hat es bemerkt. Der Strom der Menschen rollt weiter vorbei. Niemand macht halt und gibt dem Alten etwas. Sie haben alle keine Zeit. Und wer weiß, ob nicht die Armut des Alten überhaupt ein Schwindel ist? Es soll Bettler geben, die eine Villa im Grunewald haben. Manchmal steht so etwas auch in den Zeitungen: „500 000 Mark im Strohsacke eines Almosenempfängers.“ Man muß mißtrauisch sein!

Die Passanten in der Leipziger Straße sind mißtrauisch. Sie gehen vorüber. Sie fallen auf keinen Schwindel herein. Nur der Junge ist nicht mißtrauisch. Er fällt auf den Schwindel herein, er gibt ein Almosen. Eines Tages wird auch er so klug und so mißtrauisch sein wie die anderen. Eines Tages wird auch er wissen, daß die Bettler Betrüger sind und eine Villa im Grunewald haben. Dann wird er so sein wie die anderen: ein kluger, mißtrauischer, vorsichtiger Mensch, der auf keinen Schwindel mehr hereinfällt. Dann wird auch er vorübergehen. Dann wird auch er seinen Weg machen, wie die anderen.

Jetzt ist er nur ein dummer kleiner Junge, der seine Mütze vor einem Bettler abnimmt.

Bärenfamilie im Zoo

„Brauner Bär aus Minsk“ steht an dem ersten Käfig des großen Bärenzingers im Zoo. Der braune Bär aus Minsk hat Junge, zwei kleine, braune Bären, die nun nicht „aus Minsk“, sondern „aus Berlin“ sind. Und das muß ja wohl für einen Bären noch sonderbarer sein wie für einen Menschen.

Aber sie wissen nichts davon. Sie sind erst ein paar Monate alt. Und wenn ihnen jemand erzählen wollte, daß andere Bärenkinder nicht im „Zoo“ und nicht in einem Käfig aufzuwachsen pflegen, sondern in großen dunklen Wäldern, unter uralten Bäumen, Baumwurzeln und Felsen, – so würden sie es gar nicht glauben können. Für sie ist ihr Käfig der Wald und die Schlucht und die Höhle, in der ein Bärenjunges aufwächst.

Sie sind erst ein paar Monate alt. Und in diesen paar Monaten haben sie das alles lernen müssen. Und noch viel mehr. Sie haben gelernt, wie man geht und wie man sich hinsetzt und wie man sich aufrichtet, um auf den Hinterbeinen zu stehen. Sie haben gelernt, daß es hinten in ihrem Stall dunkel und vorn im Käfig hell ist. Daß man durch die Gitterstäbe wohl hindurchsehen, aber nicht hindurchgehen kann. Daß das Wasser in dem kleinen Bassin in der Ecke etwas ganz anderes ist als die Erde. Und daß der Baumstamm, der in der Mitte des Käfigs steht, dazu da ist, daß man an ihm in die Höhe klettert, und daß man herunterfällt, wenn man sich nicht festhält. Sie haben vor allem gelernt, daß die ganze Welt da draußen vor ihrem Käfig eine ganz unwichtige Sache ist. Man kann da wohl manchmal etwas sehen und hören, aber man kann es weder anfassen noch essen noch damit spielen, – es ist eigentlich gar nicht da. Die eigentliche, die wichtige Welt ist der Käfig. Was draußen ist, das ist ganz unwichtig. Auch die Menschen, die da

den ganzen Tag vor dem Käfig stehen und manchmal solch einen Lärm machen und so nahe kommen, daß man denken sollte, man müßte bange werden und auf der Hut vor ihnen sein, auch die Menschen sind ganz belanglos und unwichtig. Nicht mehr als ein Bilderbuch. Ein langweiliges Bilderbuch. Wichtig ist nur die Mutter. Sie ist die eigentliche nützliche Welt. Sie ist der Anfang und das Ende, sie ist Abend und Morgen, sie ist die Wärme und das Essen, die Höhle, in der man schlafen kann, und der Baumstamm, auf den man hinaufklettern kann. Sie ist alles: Wärme, Nahrung, Leben, Zuflucht. Und dann ist da noch etwas, was sie so wichtig macht, wichtiger als alles andere: *sie haut*.

Jawohl! Diese große, gute, alte, braune Bärenmutter – sie haut ihre Kinder.

Ich bin gegen Hauen. Ich glaube, daß ein Erzieher, der ohne Prügel nicht auskommt, ein hilfloser, unfähiger, schlechter Erzieher ist, dem die Prügel, die er seinen Kindern gibt, selber viel nötiger wären. Denn ich glaube, daß gerade alles das, was ein Erzieher seinen Kindern beibringen, oder sagen wir besser: überliefern kann und soll – selbständiges Denken, selbständiges Hören, Sehen, Fühlen, selbständiges Leben, Verantwortungsgefühl, Respekt vorm Leben anderer und Freude am eigenen Leben, Arbeit und Können und eine leidenschaftliche Liebe für Wahrheit und Gerechtigkeit – ich glaube, daß alles das durch Prügel nicht erreicht, sondern nur vernichtet werden kann. Aber das wissen die meisten Eltern und Erzieher nicht, oder wollen es nicht wissen. Sie hauen gerne. Weil sie zu dämlich sind, was anderes zu tun.

Diese große, braune Bärenmutter weiß es auch nicht. Aber sie braucht es auch nicht zu wissen. Denn sie will ja ihre Bärenkinder nicht zur Arbeit erziehen und auch nicht zum Respekt vorm Leben anderer. Im Gegenteil! Sie sollen gesunde, kräftige, kleine Bären werden, die sich in den Wäldern von Minsk auch ohne Mutter und

ohne Wärter allein durchs böse Leben schlagen können. Und wie sie das macht! Wie ruhig und vernünftig sie die Kleinen erzieht! Da können wir Menschen (abgesehen vielleicht von dem Hauen) noch allerhand lernen. Ich habe noch bei keinem Tier, nicht einmal bei Katzen- und Storchmüttern, soviel wirkliche Erziehung beobachtet wie bei dieser großen, braunen Bärenmutter. Ohne darüber groß nachzudenken, wendet sie die beiden wichtigsten aller Erziehungsgrundsätze an. Der erste heißt: Besser als alle Lehren, Predigten, Ermahnungen, Ge- und Verbote wirkt das Beispiel, das sie selber gibt. Der zweite: Kümmere dich nicht zu wenig, aber, um Gottes Willen, auch nicht zu viel um deine Kinder! Obwohl sie ihre Kleinen sehr liebt, kümmert sie sich gar nicht sehr viel um sie. Sie macht ihren Spaziergang auf und ab, sucht sich ein Stückchen Zucker, ein Stück Brot – und läßt die Kleinen tun, was sie wollen. Die Kleinen spielen, balgen sich, versuchen zu klettern, suchen sich auch ein Stück Zucker. Sie läßt sie gewähren. Fast scheint es, als ob sie sich gar nicht um sie kümmern wollte. Wie sehr sie aber aufpaßt, das merkt man, wenn die Kleinen etwas tun, was sie für unvernünftig hält oder für gefährlich. Sofort ist sie da, – um zu helfen –, oder um zu hauen.

Die Kleinen balgen sich – und dabei fällt der eine ins Wasser. Hu! was bekommt er für einen Schrecken! Vor lauter Schrecken gelingt es ihm nicht, wieder herauszukommen. Er planscht und planscht und rutscht immer wieder zurück. Sofort ist die Alte da, sieht sich ganz ruhig die Bescherung an, hilft ihm heraus, beschnüffelt ihn von oben bis unten, ob noch alles heil und ganz ist? – es ist noch alles heil und – klapps! – hat der kleine, unfreiwillige Schwimmer, der so begossen dasteht, als wollte er weinen, – klapps! hat er eins hintenvor bekommen und verschwindet eilig im warmen Stall. Und sie sieht ihm nach, als wollte sie sagen: „Siehst du! Wie oft habe

ich euch gesagt, ihr sollt nicht so nah an das Bassin gehen!“

Und damit, sollte man denken, wäre ihre Erziehungstätigkeit beendet. O nein! Nun fällt ihr ein: Ja, wie ist denn der Kleine da hineingefallen? Sie sieht sich noch mal den ganzen Schauplatz an, sieht zu dem anderen, dem Bruder, hinüber, der nicht ins Wasser gefallen ist, der aber (unter uns gesagt) den Kleinen hineingestoßen hat, und der nun ganz unschuldig und trocken in seiner Ecke sitzt. Sie sieht ihn an, geht auf ihn zu und plötzlich – klapps, klapps! – hat er zwei Backpfeifen, daß er vor Schrecken und Eile gar nicht weiß, wo er hin soll.

So! Nun ist es gut! Nun hat sie sich geäußert. Nun wissen die Gören Bescheid. Und sie nimmt ihren unterbrochenen Spaziergang wieder auf.

Es wird Abend. Und die Kleinen wollen ihre Milch haben. Sie trotten neben und hinter und unter der Alten her und brummeln etwas Unfreundliches. Nun gut, sie setzt sich hin. Aufrecht setzt sie sich in eine Ecke, lehnt sich zurück, die Beine weit auseinander gespreizt, nimmt – ich hätte beinahe gesagt – in jeden Arm einen Sohn, hebt ihn hoch und legt ihn an die Brust. Wie eine große dicke Bäuerin sitzt sie da in der Dämmerung. Wie eine russische Germania, die ihre Kinder nährt. Sie sieht dabei in den Himmel. Als langweilte sie das Ganze ein bißchen. Aber die beiden Kleinen sind den ganzen Tag über nicht so eifrig beschäftigt wie in diesen sehnlichen Minuten. Sie zittern vor Aufregung – und brummeln dazu etwas Freundliches.

Das Abendessen ist vorbei. Nun sollen die Kleinen zu Bett. Andere Tiermütter, die ich kenne, legen sich dann in ihre Schlafefcke. Die Kleinen kommen ganz von selber und kuscheln sich dazu – und bald schläft die ganze Familie. Aber hier ist es anders. Hier ist es ganz wie bei Menschen: Die Kinder müssen zu Bett, aber die Mutter will noch etwas aufbleiben. Mutter Bär will auch noch

etwas aufbleiben. Sie lustwandelt durch den Abend auf und ab. Dann bleibt sie stehen, sieht zu den beiden Kleinen hinüber und sagt: „Na?“ Die drücken sich so ein bißchen in die Ecke, – aber in den Stall gehen sie noch nicht. Wieder wandelt Mutter auf und ab. Wieder bleibt sie stehen. Aber nun sagt sie gar nichts mehr, sie sieht nur schweigend zu den beiden hinüber – und siehe, das genügt, eilig, eilig verschwinden die Sprößlinge im dunklen Stall.

Eines Abends aber hat der eine, der ältere, der wenigstens, den ich „den älteren“ nenne, er hat keine Lust, er will noch nicht schlafen. Er verschwindet zwar mit seinem Bruder im Stall. Aber kaum ist er verschwunden, so ist er auch schon wieder da. Und nun macht er genau alles das, was ein kleiner Junge machen würde, der noch nicht zu Bett will. Er versucht, Mutter auf andere Gedanken zu bringen. Er spielt, er turnt, er tanzt auf den Hinterbeinen, er klettert, so hoch er kann, an dem Baum in die Höhe; er zeigt der Mutter alles, was er kann. Sie wandelt auf und ab – und läßt ihn gewähren. Sie kümmert sich gar nicht um ihn. Sie hat es nicht eilig. Sie hat Zeit. Sie wird nie böse. Sie weiß genau, wofür sie sorgen muß. Ein paar Minuten kann er ruhig noch spielen. Er ist ja so niedlich und drollig dabei. Ruhig wandelt sie auf und ab.

Aber nun ist es genug! Sie bleibt stehen und sieht zu ihm hinüber. Er will noch nicht? Sie macht einen Schritt auf ihn zu. Und eilig, eilig mit krummen Beinchen und rundem Rücken verschwindet der Sprößling im schützenden Stall.

Sie aber, die Alte, richtet sich riesengroß auf und sieht durch die Gitter des Käfigs über die Menschen hinweg in den Garten hinaus, unter dessen Bäumen es Abend ward, wie damals unter den Bäumen des Waldes von Minsk.

Rummelplatz

„Das Leben ist ein Rummelplatz“, sang so vor etwa zwei, drei Jahren Hermann Vallentin in dem Kabarett, das damals Rosa Valetti leitete.

Wenn er recht hat, dann muß „das Leben“ eine recht bunte und lustige Sache sein. Und die Hauptrolle in ihm spielt das Karussell. Auf allen Rummelplätzen, die ich kenne, ist es jedenfalls so. Das Karussell steht in der Mitte und macht Musik und dreht sich im Kreise. Und manchmal sind die Lampen grün und dann auf einmal wieder rot.

Ein Rot, ein Grün, ein Blau vorbeigesendet,
Und dann und wann ein weißer Elefant.

Sagt Rilke. Einen weißen Elefanten habe ich nun allerdings auf den Berliner Karussells noch nicht gefunden. Sie begnügen sich mit Pferden und Schweinen. Und nur einmal habe ich zwei große, weiße Schwäne gesehen. Sie hingen an Schnüren. Und wenn das Karussell sich drehte, flogen sie in weitem Bogen ganz richtig durch die Luft.

„Die Frau ohne Namen mit der furchtbaren Vergangenheit“ steht auf einem mit vielen Fragezeichen verzierten Plakat. Aber die Bude ist geschlossen. Die Frau mit der furchtbaren Vergangenheit hat Ausgang. Dafür sind nun nebenan Fräulein Cumberland und Fräulein Suharet Achmed zu sehen. „Es gibt kein Ding zwischen Himmel und Erde“, sagt der Ausrufer, „das Fräulein Cumberland Ihnen nicht erklärt. Sie kennt Ihren Namen, sie weiß Ihre Zukunft. Sie kommen eine Stunde aus dem Staunen nicht heraus. Wie ist das möglich? Wie ist das zu machen?“ Fräulein Cumberland steht neben ihm und sieht über die Köpfe der Leute hinweg unbeweglich in den Himmel.

Sie hat über ihr Abendkleid aus grüner Seide einen roten Bademantel gezogen. Und man sieht ihr an: *sie* weiß, wie das „zu machen“ ist. Fräulein Suharet Achmed dagegen schläft. Sie liegt mit dem Kopf auf dem Tisch, auf dem „Cassa“ steht, und mit den Füßen auf einer Stuhllehne – und schläft. „Hier sehen Sie außerdem die Bajadere in ihren Tänzen, wie die Inder das gewohnt sind, bei ihren Tempel- und Opferfesten, zu den Klängen der Daumentrommel“, sagt der Ausrufer. Und dann nimmt er Fräulein Achmed und trägt sie in das Zelt, wie ein Stück Holz.

Dann kommen die Glücksbuden. „Japanisches Strippenziehen. Jeder Zug zehn Pfennig. Jeder Zug gewinnt.“ Die japanischen Strippen sehen nicht anders aus, wie Strippen in Berlin aussehen. Aber an jeder ist etwas drangebunden: ein Stück Schokolade, ein bißchen Kuchen, ein Knallbonbon, und sogar eine Flasche Wein. Und nun gilt es nur, das richtige Ende zu erwischen, um die Flasche Wein zu bekommen. Ich erwische immer nur Knallbonbons.

Das ist das „Warenhaus für kleines Glück“, wie Palmström sagt. Nebenan ist das große Glück. Nicht das ganz große, das mittelgroße. Da kann man Blumenvasen, Kochtöpfe, bunte Bilder mit richtigem Goldrahmen, Korbsessel, Standuhren und sogar ein Nachtgeschirr gewinnen. Dreimal wird gezogen, dreimal wird gewonnen. Das kleine Mädchen neben mir gewinnt eine Käseglocke aus gepreßtem Kristall. Und ihre Mutter gewinnt eine Blumenvase. Glückstrahlend wandern sie durch die Menge, ihre Gewinne zärtlich im Arm. Und das ist ja auch sehr schön, mit einer Käseglocke und einer Blumenvase so durch die Menge zu wandern. Aber sie können von Glück sagen, daß sie nicht das Nachtgeschirr gewonnen haben!

Nun gehen wir ins Hippodrom. Das ist das eleganteste Etablissement auf dem ganzen Platz. Hier sind die Pferde

nicht aus Holz, sondern richtige, lebendige Pferde sind es. Ich glaube nicht, daß es sehr schwer ist, sie zu reiten. Sie sehen nicht danach aus. Und wenn die Musik anfängt, setzen sie sich ganz von selber in Trab. Nur wenn ein Walzer kommt, fangen sie einen kleinen Galopp an, einen Walzergalopp. Aber die Jungens, die auf ihnen reiten, kommen sich vor wie Tom Mix. Sie versuchen sogar, eine Hand in die Seite zu stemmen. Als ob das gar nichts wäre. Die Mädchen haben etwas Schwierigkeiten mit ihren Röcken. Sie wollen auch so reiten wie die Jungens: ein Bein auf jeder Seite. Damensättel sind nicht beliebt.

Und das erinnert mich nun an meine Freundin Paula. Die wollte auch durchaus nicht im Damensattel reiten. Das ist aber nun schon lange her. Ich war damals noch beinahe ein Junge. Und Paula trug einen Federhut und ein Kleid, das beinahe eine Schleppe hatte. Sie war etwa dreimal so alt wie ich, wog hundertachtzig Pfund und hatte viel Ähnlichkeit mit unserer Köchin. Ihr Beruf zwang sie, abends auf der Friedrichstraße zu sein. Und da war damals noch der Rummelplatz an der Weidendammerbrücke, da, wo nun das Hochhaus gebaut werden soll und nicht gebaut wird. Und wenn Paula schon frühzeitig genug Geld verdient hatte, dann dudelte sie sich einen Kleinen an und bestieg das größte Pferd im Hippodrom und ritt so lange, bis das Geld alle war. Ihren Rock mit der Schleppe und die anderen Röcke, die sie anhatte, denn damals trugen die Damen erstaunlich viele Röcke, hatte sie hochgerafft und vor sich auf den Sattel gelegt. Sie wog hundertachtzig Pfund, ihr Federhut wippte im Takt der Musik, und sie sang mit einer, in ihrem Beruf nicht seltenen, Heiserkeitsstimme:

„Ihr woll'n wir treu ergeben sein,
Der Fahne Schwarz-Weiß-Rot!
Ihr woll'n wir unser Leben weih'n.“

Das war ein beliebter Schlager. An Schwarz-Rot-Gold dachte damals noch niemand.

Ganz in der äußersten Ecke des Platzes liegt der Zirkus. Er heißt aber nicht „Zirkus“, sondern „Wanderschau moderner Sensationen“. Es ist Pause. Und die „modernen Sensationen“ stehen draußen vor dem Zelt im grellen Licht einer Bogenlampe, und der Ausrufer preist ihre wunderbaren Tätigkeiten. Herr Abolini ist ein Schlangemensch. Er sieht aus wie ein hungriger, junger Assistenzarzt. Herr Siegfried ist „Kunstschütze am schwingenden Trapez“ und sieht aus wie Kaiser Wilhelm auf Urlaub. Fräulein Astra ist „teleplastisches Medium“. Und Herr Direktor Kietz wird „das Wunderpferd Melusine“ vorführen. Mit Ausnahme von Melusine lächeln die „modernen Sensationen“ aus ihren buntgemalten Gesichtern lebenswürdig in das Licht der Bogenlampe. Der Clown ist (außer Melusine) der einzige, der nicht lächelt. Er hat ein weißgemaltes Gesicht, eine schwarze Nase und rote Sternchen auf den Backen. Über den Clownanzug hat er seinen Regenmantel gezogen. Es ist etwas kühl. So steht er regungslos, die Hände in den Manteltaschen, und sieht mit zwei großen, dunklen Augen aus seinem weißen Clownsgesicht gleichmütig über die Menge hinweg, die ihn anstarrt.

„So haben Sie noch nie gelacht“, sagt der Ausrufer, und zeigt auf ihn, „wie Sie hier lachen werden. Komik kann man nicht lernen. Das muß angeboren sein!“

Hinter dem Clown, der in dem hellen Licht der Bogenlampe steht, erhebt sich im Dunkeln die dunkle Wand eines fensterlosen, hohen Hauses. Daneben im Garten hinter einer Mauer blühen Kastanien. Es ist ein Abend im Mai.

Menagerie

Ich habe einen Freund, der ist Mediziner, Bakteriologe. Ein sehr gelehrter Herr.

In seinem Arbeitszimmer, das eigentlich wohl besser „Laboratorium“ hieße, hat er eine sonderbare Art von Bibliothek. Statt der Bücherregale stehen lauter blanke kleine Glasschränke an den Wänden. Darin züchtet er Bakterien.

Die kleinen Schränke sind so blank und sauber, daß man ihnen gar nicht ansieht, was für gefährlichen Inhalt sie bergen. Überall haben sie kleine Messinghähne und Türen und Thermometer und Glasröhren. Und sie sind so sinnreich eingerichtet, daß immer die gleiche Temperatur in ihnen herrscht: eine schwüle Treibhauswärme. Kleine Ventile und elektrische Kontakte regeln das selbsttätig, Tag und Nacht, ohne daß jemand sich darum kümmert, ist es in diesen Schränken achtunddreißig Grad Celsius.

Und da stehen nun auf den Glasscheiben und Etagern viele kleine und große Schüsseln und Teller und Glasplatten; in ihnen wachsen die Bakterien und Bazillen.

Sie werden gehütet und gepflegt und genährt wie kleine, zarte Küken im Brutapparat. Die einen leben gern auf einer Art von Pudding aus Agga-Agga. Sie bekommen ihren Pudding aus Agga-Agga. Die andern haben lieber Fleischsaft und Bouillon. Sie bekommen Bouillon.

Wenn man sie so pflegt und hütet und ihnen gibt, was sie brauchen, dann erweisen sie sich dankbar: wachsen und gedeihen, vermehren sich und werden dick und fett. Und mein Freund, der Bakteriologe, geht mit seiner großen Brille von Schrank zu Schrank und freut sich wie ein Vater, der sieht, wie seine Kinder wachsen und gedeihen. Seltsame Kinder! Da gibt es Typhus-Bazillen und Cholera und Diphtheritis.

Ich verstehe nichts von dieser Wissenschaft und werde wahrscheinlich alles durcheinanderwerfen und bitte um Entschuldigung, wenn ich von Bazillen rede, wo man von Bakterien, und von Bakterien, wo man von Bazillen reden müßte. Und wenn ich von solchen erzähle, die es vielleicht gar nicht gibt. Mir kommt es so vor, als ob in diesen sauberen kleinen Schränken alle Krankheiten der Welt verwahrt würden. Ich habe gesagt: das ist wie eine Bibliothek oder wie ein Treibhaus. Aber es ist ja ganz anders. Es ist eine Menagerie. Eine Menagerie, gegen die ein Käfig voll von Tigern, Löwen und Leoparden wie ein friedlicher, kleiner Hühnerhof wirken würde. Hier lauern unsichtbare Bestien.

Mein Freund zeigt mir eine kleine Glasröhre, nicht größer als ein Füllfederhalter. Er reibt sich die Hände und sagt: „Cholera“. Der Inhalt dieser kleinen Röhre würde genügen, um ein ganzes Volk auszurotten.

Die kleinen Schalen und Röhrchen sehen so harmlos aus. Auf einer grauen oder braunen Flüssigkeit sieht man ein paar weiße oder grünlich-graue Pünktchen. Wie ein bißchen Schimmel auf einer Scheibe Brot. Jeder dieser kleinen, weißen Schimmelpilze enthält eine Million oder eine Milliarde – ich weiß es nicht – jedenfalls eine unzählbare Menge von Keimen, die wiederum eine unzählige Menge von Keimen gebären können.

Und da kommt mir ein seltsamer Gedanke. Gibt es nicht eine Theorie, die die Entstehung alles Lebens auf der Erde so erklärt, daß, als dieser Stern, den wir „Erde“ nennen, vor Jahrmillionen ausgebrannt war, daß da eines Tages von nirgendwo her ein kleiner unsichtbarer Keim auf die ausgebrannte, aber heiße Erdkruste fiel und dort zu wuchern und zu wachsen begann, wie diese Bakterienkeime auf ihrem Agga-Agga-Pudding? Wäre es dann nicht so, daß alles, was wir Leben nennen, das Gras und der Wald, die Pilze im Moos, die Palmen in der Wüste, die Fische im Meer, die Tiere in ihren Wäldern und wir

selbst mit unseren Häusern, Straßen, Kanälen, Pyramiden und gotischen Domen, – daß das alles nichts anderes wäre als solch Bakterien-schimmel in seiner Glasschale?

Ja, sieht nicht vielleicht ein großer Bakteriologe auf unsere Erde herab, wie wir auf diese Glasschale mit ihren Schimmelpilzen? Wird ihm nicht der Wald, der sich am Berge hinzieht, wie ein seltsamer pilzartiger Überzug erscheinen? Sind nicht für ihn unsere Dörfer und Städte, unsere Straßen, Fabriken und Eisenbahnen – ein seltsamer, kranker Ausschlag am Leib der Erde? Wird er nicht, wenn er durch sein großes Mikroskop sieht, vielleicht sagen, daß dort, wo New York und Peking und Berlin liegen, diese Krankheit der Erde sich besonders heftig und bösartig zeigt? Wird er nicht für uns einen Namen erfunden haben, eine wissenschaftliche Bezeichnung, wie wir für den Cholera- und den Typhusbazillus? Und wird er nicht vielleicht, wie wir, nach einem Serum suchen, nach einem Serum gegen den Menschenbazillus, um die Erde zu heilen?

Wer weiß, wie wir aussehen unter dem Mikroskop dieses Bakteriologen?

Aber etwas gibt es da doch, was uns unterscheidet, was uns von allen Bakterien und Bazillen unterscheidet. Mein Freund hat mir erzählt, daß zwar alle Bakterien und Bazillen (wie wir) von fremdem Leben leben, daß sie für viele fremde Lebewesen gefährlich sind (wie wir), und daß es Bakterien gibt, die wiederum anderen fremden Bakterien gefährlich werden, sie bekämpfen und vernichten. Aber niemals kommt es vor, daß sich Bakterien der gleichen Art bekämpfen und vernichten.

Und darin unterscheiden wir Menschen uns also offenbar von allen anderen Bakterien. Und der große, unbekannte Bakteriologe, der uns beobachtet, müßte seinen Kopf schütteln und sagen: „Nein, Bakterien sind es nicht!“

Gesetze der Höflichkeit

Was tut der höfliche Mann im überfüllten Straßenbahnwagen? Na, das wissen wir alle! Er steht auf und bietet seinen Platz – – nun, wem wird er seinen Platz anbieten? – einer Dame.

Schön! Aber woran erkennt man eine Dame? Ist (ich rede nur von diesem besonderen Fall in der Straßenbahn), ist, in diesem Fall, eine Dame, die keine Dame ist, auch eine Dame? Steht der höfliche Mann auch vor der, sagen wir mal, Halbdame auf? Und wie ist es mit dem Backfisch, mit dem (milde gesagt) etwas kessen Girl vom Kurfürstendamm? Und wie ist es endlich mit der einfachen Frau aus dem Volke, mit dem Dienstmädchen und mit der Fabrikarbeiterin? Mit all denen, die weder „Damen“ sind, noch sein wollen? Sind sie doch alle, – sind in diesem Falle alle weiblichen Wesen „Damen“, vor denen man aufstehen muß? Soll der höfliche Mann (um es also kurz zu sagen) nicht nur vor der Dame, sondern vor *jeder* Frau, sozusagen vor der Frau als solcher aufstehen?

In schreckliche Gewissensbisse kann der höfliche Mann sich versetzt sehen! Nehmen wir einmal an: Sie säßen in einer überfüllten Elektrischen und nun käme nicht bloß eine Dame, sondern zugleich mit der Dame käme auch eine Arbeiterfrau herein. Was würden Sie tun?

Und nehmen wir einmal an, die Arbeiterfrau wäre nicht etwa älter, sondern, im Gegenteil, etwas jünger als die Dame. Nehmen wir aber zugleich auch an, daß die Dame recht munter aussieht, so etwa, als käme sie von einem vergnügten Nachmittagstee, während man der Arbeiterfrau ansieht, daß sie müde und zerschlagen von einem langen Arbeitstage kommt.

Und nun? Was tun Sie nun? Lassen Sie die Dame stehen? Oder die müde Arbeiterfrau?

Und gehen wir noch weiter! Nehmen wir einmal an: die Arbeiterfrau wäre gar keine Frau, sondern ein Mann. Ein einfacher Arbeiter. Aber ein Arbeiter, dem man ansieht, wie müde und abgearbeitet er von der Arbeit kommt. Was tun Sie dann?

Ist Höflichkeit vor Damen wichtiger und richtiger als Höflichkeit vor dem ganzen weiblichen Geschlecht? Und ist Höflichkeit vor dem weiblichen Geschlecht wichtiger als allgemein menschliche Höflichkeit?

Mir ist in der vergangenen Woche folgendes passiert:

Ich fuhr mit der Straßenbahn. Alle Plätze waren besetzt, ich hatte den letzten erwischt. Da stieg eine Dame ein, eine gut angezogene, ohne Zweifel recht vornehme Dame. Etwas sehr stattlich und vielleicht auch etwas hochmütig – aber im übrigen durchaus eine Dame. Und mit ihr zugleich stieg ein Junge ein, ein Arbeiterjunge. Laufbursche, oder Schlosserlehrling, oder Fabrikarbeiter. Seinen Arbeitskasten in der Hand. Schmutzig – und keineswegs hübsch. Aber man sah ihm an, daß er sehr, sehr müde war und abgearbeitet. Vielleicht auch ein wenig verhungert. Blaß und schwächling stand er da – und die Augen fielen ihm beinahe zu. Etwa sechzehn Jahre mochte er alt sein.

Was sollte ich tun? Ich überlegte einen Augenblick, wem von den beiden ich meinen Platz anbieten sollte: der Dame oder dem Jungen? Und beinahe wäre ich schon aufgestanden und hätte aus alter Gewohnheit die Dame aufgefordert, Platz zu nehmen. Da traf mich ein Blick von ihr. Ein recht böser, ein vernichtender Blick. „Ungebildeter Mensch!“ sollte er sagen, „siehst du nicht, daß ich stehe? Ich – eine vornehme Dame! Weißt du nicht, daß man aufsteht, wenn eine Dame hereinkommt, und ihr seinen Platz anbietet?“

Und währenddessen stand der Junge und hielt sich an der Tür fest und hätte wohl eher erwartet, daß der Himmel einstürzte, als daß jemand aufstehen könnte und

ihm seinen Platz anbieten. Und die Augen fielen ihm fast zu.
Da wußte ich, was die Gesetze der Höflichkeit von mir verlangten, und stand auf und bot dem Jungen meinen Platz an.
Was hätten *Sie* getan?

Hafenviertel

Genua, März 1926.

Wenn eines Tages das Paradies wiedergefunden würde – ich meine das wirkliche, biblisch-irdische Paradies mit Apfelbaum und Sündenfall und dem Engel vor der Pforte –, was würde (es braucht ja nicht grade in Mecklenburg zu liegen), was würde geschehen?

Eine Hotelgesellschaft würde es ankaufen. Der Engel mit dem feurigen Schwert würde bald eine Portier-Uniform mit zwei gekreuzten Schlüsseln tragen. Und Evas Apfel würde als „pomme bonne femme“ oder „pomme surprise“ serviert werden.

Die Riviera ist so ein Stück Paradies. Der Rand vom Paradies vielleicht? Das eigentliche Paradies ist dann wahrscheinlich im blauen Mittelmeer versunken. – Auch dieser Rand des Paradieses ist von Hotels gepachtet. Hier fängt der Mensch erst beim eigenen Auto an.

Ich habe keins. Und so fang ich lieber gar nicht erst an. Und wohne nicht im „Miramare“, in dem großen Hotel-Palast, in der Hotel-Festung, die mit all ihren Bollwerken und Balkonen so majestätisch und großartig über den Häusern und Häfen von Genua thront, sondern in einem kleinen, italienischen „Albergo“. Ein Wort, das man am besten mit „Herberge“ übersetzt. – Hier gibt es zwar kein fließendes Wasser und keine internationale Küche. Aber dafür ist es „italianissimo“: sehr italienisch. Und ich bin ja schließlich nicht nach Internationalien, sondern nach Italien gefahren.

Gleich hinter der Küche, ja man kann beinahe sagen: *in* der Küche, fängt das Hafenviertel an.

Das Hafenviertel von Genua ist „berüchtigt“. Eine Eigenschaft, die es, nebenbei gesagt, mit jedem Hafenviertel der Welt teilt. Ob Hamburg, Marseille, Rotterdam, Neapel, Flensburg oder Berlin, – das „Hafenviertel“ ist

„berüchtigt“. Und das ist auch ganz gut so! Denn nun trauen sich die feinen Fremden nicht so recht dort hin. Sie werden von „Cook and Son“ oder von anderen Fremdenführern truppweise hingeführt. Was sehen sie? – Gar nichts! Die einzige „Sehenswürdigkeit“ sind sie selber. Und als „Sehenswürdigkeit“ werden sie auch behandelt. Italienische, englische, französische Matrosen, Malayen, Chinesen, schwarze, gelbe und blaue Jungens mustern mit Kennerblicken die fleischfarbenen Strümpfe der „Ladies“. Und mit dem angenehm gruseligen Gefühl, daß „es da wirklich sehr gefährlich“ war, gehen die fleischfarbenen „Ladies“ dann wieder in ihre Hotel-Festung zurück.

Wie gerne gingen sie nachher noch mal alleine! Aber das geht nicht. – Na, ich bin weder eine Lady, noch trage ich fleischfarbene Strümpfe. Ich kann zu jeder Tages- und Nachtzeit in das berüchtigte Hafenviertel. Und das tu ich denn auch.

Tag und Nacht sind die engen, steilen Gassen geflaggt. Nicht mit Fahnen, sondern mit Wäsche. Wie kann da von „berüchtigt“ die Rede sein? Leute, die soviel Wäsche zu waschen haben, können nicht „berüchtigt“ sein.

Gleich in der ersten Kneipe lerne ich einen Neger kennen. Er sitzt neben mir und ißt, wie ich, Spaghetti und „frutti di mare“. „Frutti di mare“, zu deutsch: „Früchte des Meeres“, ist alles das, was im Meere wächst und gedeiht: Fische, Fischlein, Seeigel, Polypen und es kann auch sein, daß See-Rosen und -Nelken darunter sind. Unter der gebackenen Kruste, die alles umhüllt, kann man das nicht so recht erkennen. Hinsehen darf man nicht – aber es schmeckt ausgezeichnet.

Der Neger ist ein weitgereister Mann. St. Pauli und Hamburg kennt er so gut wie ich. Und alle anderen Hafenstädte der Welt kennt er besser. Aber die ganze Welt besteht für ihn nur aus Häfen. Daß es dahinter noch was

anderes gibt, davon weiß er nichts. Es interessiert ihn auch nicht.

Er kann sogar deutsch: „Komm, Kleiner, komm!“ Und: „Hier is nix los.“ Damit kommt er in Deutschland wahrscheinlich auch ganz gut zurecht. Aber seine Erinnerungen an St. Pauli stimmen mit dem „Hier is nix los“ durchaus nicht überein. Im Gegenteil! Da scheint sehr viel los gewesen zu sein.

Schon in der zweiten Kneipe treffe ich einen Deutschen. Man sieht es ihm aber nicht an. Er ist Pastorensohn – und das sieht man ihm noch viel weniger an. Hier seine Lebensgeschichte (die mich sechs Cognacs und zwei Liter Chianti gekostet hat): 1914, bei Kriegsausbruch, war er Sekundaner in Godesberg. Zwei Jahre später: Kriegsfreiwilliger. Ein halbes Jahr später: das Eiserne Kreuz. Vier Wochen später haut er seinem Leutnant eine Backpfeife ins Gesicht. Straf-Bataillon. Dem Feldwebel vom Straf-Bataillon bindet er eine Handgranate an die Türklinke. Rückt aus, auf deutsch: desertiert. Russische Gefangenschaft. Rückt wieder aus. Über den Kaukasus ans Schwarze Meer. Konstantinopel. Kairo. Schuhputzer, Bettler, Fremdenführer. Als Kohlentrimmer nach Port Said. Nach St. Franzisko. Nach Buenos Aires. Laufbursche, Kellner und – man kann nicht sagen, was. 1922 als Steward nach Hamburg. In die Heimat. Verhaftet. Verurteilt. Wieder ausgerückt. Zu Fuß von Italien über Griechenland nach Kairo. Als Trimmer nach China. Offizier im Heere von General Feng. Spion der Russen. Verhaftet. Gefoltert. Ausgetauscht. Rote Garde. Wieder ausgerückt. Und seitdem: Matrose zwischen allen Häfen der Welt. Mit Ausnahme von Deutsch- und Rußland.

Ob das alles wahr ist? – Ich weiß es nicht. Aber weshalb soll es nicht wahr sein? Daß er Pastorensohn ist, ist wahr. Denn er kennt die Bibel und das Gesangbuch – und macht Gedichte.

Gegen Bezahlung von fünf Lire hat er mir eines seiner Gedichte aufgeschrieben. Das lautet so:

Hamburg, Tsingtau, Frisko – ganz egal!
Jeder lebt so, wie er kann – und nur einmal.
Gute Nacht, good evening, bona sere!
Abend gibt es über jedem Meere.
Trotte nur dahin durch alle Erdenreiche!
Zu, nur zu!
Der Staub auf Deinen Schuhen bleibt der gleiche.
Und erst die Sohle unter Deinem Schuh!
Der läuft, der lebt, der stirbt – bist immer Du.
Bloß der Cognac ist in Frankreich besser als wo anders.

Ein bißchen sentimental für einen Matrosen? Vergessen Sie nicht, daß er Pastorensohn und aus Godesberg am Rhein ist! Auch sind fünf Lire noch nicht neunzig Pfennig. Und soviel ist die Sache schließlich wert. Nachher bin ich mit ihm dann noch – – aber alles kann man wirklich nicht erzählen.

Nordsee

Was macht die Nordseebäder so gesund? Die Seeluft, das Salzwasser und die Sonne, sagt man. Das mag auch wohl stimmen.

Aber etwas hat man vergessen. *Die Langeweile!*

Lieber Gott im Himmel! Wer das nicht selbst erlebt hat, kann sich keine Vorstellung davon machen.

Das ist nicht so eine kleine, leichtfertige, unmoralische, unterernährte Sonntagslangeweile. Das ist eine solide, tiefbegründete, hochmoralische, vollfette, naturgewaltige Urlangeweile. Unendlich und groß, wie der Ozean selber. Das ist der Urstoff, aus dem die Welt entstanden ist. (So langweilt sich Gott. *Wenn* er sich langweilt! Aber was sollte er sonst wohl tun?)

Wir törichte Menschen aber sind keine Götter und nicht einmal götterähnlich. Wir versuchen uns dieser gottgewollten, gewaltigen Naturlangeweile zu entziehen. Wir versuchen uns zu „beschäftigen“. Und so entsteht das „Vergnügungsleben“ des Nordseebades.

Himmel, Meer und Sand. Die Flut kommt und geht. Die Sonne scheint oder scheint nicht. Der Wind weht. Wolken ziehen vorüber. Und im „Strandkaffee“ spielt eine Jazzband.

Nachdem ich diese Jazzband gehört habe, kann ich endlich verstehen, weshalb so viele Leute in Deutschland Jazzmusik für eine lärmvolle, unmusikalische und alberne Angelegenheit halten, und weshalb die Zeitungen von Zeit zu Zeit „berichten“, die Jazzmusik sei nun „erledigt“. Was sie unter Jazzband verstehen, das ist die miese, alte Kaffeehauskapelle mit einem Mann dazu, der mit Pauke, Trommel und Autohupe einen ganz unmotivierten und unerwünschten Radau vollführt. Ja, wenn *das* Jazzmusik ist, dann bin ich auch gegen Jazz.

In das Strandkaffee kann man also nicht gehen.

In der „Giftbude“ tritt das „Rheinische Stimmungstrio“ auf. In die „Giftbude“ kann man also auch nicht gehen. Im Kurhaussaal bewegt sich eine hellgekleidete Kinderschar. Sie haben bunte Papiermützen auf dem Kopf und singen:

Trallala, trallala!
Im Kurhaus ist heut' Kinderball.
Trallala, trallala!
Kinderball ist heut'.

Nun können wir noch in die „Lesehalle“ gehen. Da liegt die „Fremdenliste“, das „Tageblatt“, die „Gastwirts-Zeitung“ und was sonst noch alles an Lokal- und Fachblättern.

Nun können wir noch Patienzen legen oder Mühle oder Domino spielen. Schach kann immer nur einer von uns. Und dann gibt es noch die Leihbibliothek; „Reichsgräfin Gisela“, Roman von E. Marlitt. „Marie Gabriele, Prinzessin von Bayern“, illustriert. „Klar zum Gefecht!“ von Heinrich Liersemann. „Alt-Heidelberg, du Feine“, Roman in zwei Bänden von Rudolph Stratz. Und viele andere schöne Bücher gibt es da.

Und so gehen wir denn wieder zum Strand hinunter, obwohl die Sonne keineswegs scheint, obwohl vielmehr ein kalter, nasser Westwind weht, und setzen uns in den Strandkorb und dösen vor uns hin.

Himmel, Meer und Sand. Die Flut kommt und geht. Der Wind weht und treibt den Sand vor sich her. Und die Wolken ziehen vorüber. Und die Brandung rauscht auf und ab, ohne Atempause, ohne Ende, auf und ab, aus der Ewigkeit in die Ewigkeit, wie ein Wolken-Wasserfall, wie im Schlafe der Atem Gottes geht.

Und die Langeweile ist schon keine Langeweile mehr. Der Atem Gottes, der Atem der Welt, Himmel, Meer und Ewigkeit – das mag alles mögliche sein, das Wort „langweilig“ ist doch wohl ein bißchen zu klein dafür.

Und so sitzen wir denn da und dösen und wagen nicht einmal, uns zu langweilen. Sehen aufs Meer hinaus, sehen die Wolken ziehen, hören die Brandung rauschen – eine Stunde – und noch eine – und morgen wieder –, ziehen die Woldecken etwas enger um die Beine und flüstern einander zu: „Jedenfalls ist das sehr gesund.“

Großstadt-Märchen

Ein eleganter Herr

Gestern habe ich den elegantesten Mann von Schöneberg gesehen.

Mann? – Das war kein Mann. Das war ein Herr! – Er stand in einem Schaufenster und war aus Wachs.

Er hatte einen Anzug an: grün mit lila Streifen. Seine Hose war mit einer Dampfwalze gebügelt. Sein Kragen war weiß und steif, wie aus Weißblech. Die Krawatte war gelb mit rosa Blumen. Und aus den Hosenbeinen sahen kleine schwarze Damenschühchen mit hohen Absätzen hervor. So klein und vornehm waren seine Füße. An den Anzug war ein Schild geheftet, auf dem stand: 39,50.

Aber so vornehm auch der Anzug war, – der Herr selbst war noch viel vornehmer. Er stand da im Schaufenster und sah auf die Straße hinaus. Über alle Menschen hinweg, an allen Menschen vorbei, durch alle Menschen hindurch sah er auf die Straße hinaus und verzog keine Miene. Lässig – ja, wirklich „lässig“ stand er da. Wie kein Photograph es sich besser wünschen kann. Ein Bein über das andere geschlagen – und das ist im Stehen sehr schwer, – die Fußspitze ganz leicht aufgestützt. Die eine Hand in der Hosentasche, so daß das Jackett, ein wenig zurückgeschlagen, die prachtvoll sitzende Weste frei ließ. – Der Anzug war ganz neu. Wie eben vom Schneider geholt.

Einen so vornehmen Herrn habe ich lange nicht gesehen. Er war so vornehm, daß man sich gar nicht vorstellen kann, was geschehen würde, wenn er sich einmal hinsetzen sollte.

Jazz-Band-Droschke

Gestern ist mir ein lustiges Fuhrwerk begegnet. Durch eine Berliner Straße fuhr eine Droschke, eine richtige, klapperige, alte Pferdedroschke. Trapp, trapp, trapp hallten die Hufe über das Pflaster.

In der Droschke saß ein junger Mann, beinahe noch ein Junge. Er hatte einen schönen Abendanzug an, einen Smoking. Aber einen Hut hatte er nicht, sondern einen Kopf voll blonder Locken. Und teils auf seinen Knien, teils auf dem Rücksitz der Droschke stand eine Jazzband-Pauke mit allem, was dazu gehört: Becken, Trommel, Tamburin, Triangel, Glocken, Bretter und Stäbchen.

Und der junge Herr im Smoking schien recht ausgezeichnete Laune zu sein. Man könnte vielleicht sogar glauben, er wäre etwas angedudelt. Aber nur ganz wenig. Und man würde es überhaupt kaum merken, wenn er nicht ohne Hut dahinführe und wenn er sich nicht ein wenig anders benähme, als sonst so die Leute sich zu benehmen pflegen, wenn sie Droschke fahren – Er spielte nämlich auf seinem Jazz-Instrument.

Nicht etwa laut und aufdringlich. Er haut nicht auf die Pauke, und auch die Trommel schlägt er nicht. Er spielt mit seinen Trommelschlägeln ganz leicht und zart über Triangel, Glocken, Brettchen und Tamburin dahin. Als wäre er in einen süßen Traum versunken und führe nicht durch die Marheinekestraße, sondern durch eine Frühlingslandschaft. Als wollte er den Trab des alten Droschkenpferdes mit einer leisen Musik begleiten: Trapp, trapp, trapp, kling-ling, tsching-bumm.

Er ist nur mit sich und seiner leisen Musik beschäftigt. Um die Leute, die verwundert stehen bleiben, kümmert er sich nicht viel. Trapp, trapp, kling-ling, trapp, trapp, tschingbumm – und so verschwindet er um die Ecke.

Wege zur Kraft und Schönheit

Es gibt noch heute viele alte Leute, die nie in ihrem Leben ein Telephon benutzt haben, in einem Auto gefahren oder in einem Kino gewesen sind. Und in der Lüneburger Heide kannte ich eine alte Frau, die noch nie in ihrem Leben eine Lokomotive gesehen hatte.

Von dieser Art war auch die alte Dame, von der ich nun erzählen will. Sie wohnt in einem Dorf, nicht weit von Berlin. Acht und achtzig Jahre alt. Seit dreißig Jahren war sie nicht in Berlin gewesen. Seit zehn Jahren ging sie kaum aus dem Hause. Ein Kino hatte sie noch nie gesehen. Da, eines Tages, kam sie von ihrem Stübchen herunter, fertig angezogen zum Ausgehen. „Tante Liesbeth? Wo willst du denn hin?“ Sie wollte nach Berlin. „Nach Berlin? Was willst du denn in Berlin?“ Sie wollte sich den Film ansehen: „Wege zu Kraft und Schönheit“.

Man wollte es nicht für möglich halten. Aber sie machte sich richtig auf den Weg und fuhr nach Berlin. Und ging ins Kino. Und sah sich gleich zwei Vorstellungen hintereinander an. So sehr gefiel es ihr! Und kam spät abends nach Hause. Und erzählte – und erzählte – und konnte sich gar nicht genug tun vor Begeisterung über das, was sie gesehen hatte. Und alle glaubten, sie wäre zwanzig Jahre jünger geworden.

Aber als man ihr am andern Morgen das Frühstück auf ihr Stübchen bringen wollte, – da lag sie tot in ihrem Bett.

Und wenn ich noch etwas zu dieser Geschichte sagen sollte, die man mir erzählt hat, wie ich sie erzähle, – so wäre es das: Ich wollte, ich hätte auch einmal solch einen Tod!

Esel! Kamel! Hund!

„Sage mir die Schimpfwörter, die du brauchst, und ich will dir sagen, mit wem du umgehst.“

Und ich will dir sagen, wer du bist, ohne ein Schimpfwort zu gebrauchen. Du bist ein Europäer!

Und du gebrauchst europäische Schimpfwörter. Du sagst zu deinem Freunde: „Mann Gottes, bist du ein Kamel!“

Du willst damit sagen, daß du ihn für dumm hältst. Aber du weißt nicht, was für ein Tier das Kamel ist. Du weißt nicht, ob es klug oder dumm ist. Du weißt nicht, daß es eines der seltsamsten und schönsten Geschöpfe Gottes ist. Du kennst den Zug der Karawanen nicht, am abendlichen Horizont der Wüste. Du kennst das wilde Auge nicht, das scheu und einsam, groß wie ein dunkler Stern, aus dem Schatten der Augenbrauen sieht. Wo ist ein Menschenauge von solcher wilder Schönheit?

Das weißt du alles nicht. Und wenn nun ihr beide, ein altes Kamel und du, wenn ihr allein wäret eines Abends im Dunkel der Wüste, unter euch nur der von der Sonne brennende Sand und über euch nur die Sterne des Himmels, wer von euch beiden wäre dann da nun klug und wer wäre dumm? Was heißt das überhaupt: „dumm“ und „klug“?

Du sagst zu deinem Freunde: „Du bist ein Kamel.“ Der Araber aber sagt zu seiner Freundin, wenn er ihr sagen will, wie schön und gut sie ist und wie stolz er sie liebt: „Du Kamel meines Hauses!“ Er ist nur ein Araber. Du aber bist ein Europäer.

Und nun erst das Schimpfwort: „Du Esel!“

Du Esel, du von allen Tieren von Gott so sichtbar Geliebter! Du mit dem großen ernsten Kopf des Gelehrten, du mit den zierlich-zottigen Beinen, du mit so bescheiden nahe beieinander stehenden kleinen Hufen! Du genügsamer, geduldiger, störrischer, du kluger, wilder, im-

mer verliebter grauer Esel, mit deinem atemlosen, rauhen
Geschrei!
Ein Eselsfuhrwerk brachte uns manchmal im Felde das
Essen. Wie langsam setzte er Fuß vor Fuß.
Wie klug sah sein grauer Kopf aus dem Walde. Ich
brachte ihm Disteln und Löwenzahn. Und wenn er mich
sah, begann er von weit her zu schreien. „Hörst du“,
sagten die lustigen Kameraden, „hörst du? Dein Bruder
ruft dich!“
Ach, wenn sie gewußt hätten, wie gern ich dein Bruder
war, du alter Grauer! Und wieviel mehr dein Bruder als
der ihre!
Wenn man aber ganz gemein anfängt zu schimpfen, sagt
man in Europa: „So ein Hund!“
So ein Hund, wie welcher Hund? Wie unser alter Pudel
Peter? So klug, so schön, so treu? Wie Menschen, die wir
den Krieg, die Sünde, das Recht und die Lüge erfunden
haben?
Peter, alter Zigeuner, mit deinem Schnauz- und Zottel-
bart, mit deinen schwarzen Funkelaugen, halb Feldwebel
du, halb Engel! Du Klügster der Klugen, Treuester der
Treuen – von wem, von welchem Menschen kann ich
sagen, er wäre „so ein Hund“ wie du!
Esel, Kamel und Hund – drei böse Schimpfwörter! Wir
sind nicht klug. Sonst würden wir sagen:
„So edel wie ein wildes Kamel!“ „So klug wie ein Esel!“
„So anständig wie ein Hund!“

Auf der einsamen Insel

Wenn Sie ein Jahr oder zwei oder drei auf der berühmten „einsamen Insel“ zubringen müßten und Sie dürften nur ein einziges Buch mitnehmen, was für ein Buch würden Sie da wählen?

Ihr Lieblingsbuch ist vielleicht ein Buch von Hamsun oder von Jack London oder Shakespeare oder Karl May. Vielleicht lieben Sie Hölderlin sehr. Oder Goethes Faust? Oder einen Roman der Courths-Mahler? Oder Heines Briefe? Aber bedenken Sie: das Buch soll ein ganzes Jahr vorhalten oder vielleicht sogar drei! Selbst der dickste Courths-Mahler-Roman ist in ein paar Tagen ausgelesen. Auf der „einsamen Insel“ sogar wohl schon eher. Und wenn Sie Goethes Faust fünfmal gelesen haben, was machen Sie dann?

Ein Freund, den ich danach fragte, hat mir geraten, ein Kursbuch mitzunehmen. Da könnte ich dann das ganze Jahr hindurch von einer Stadt zur andern reisen. Jeden Tag eine andere Strecke. Aber für die Reisen auf der „einsamen Insel“ brauche ich kein Kursbuch.

Nein, ich weiß, welches Buch ich mitnehmen würde. Das Konversationslexikon! Sechzehn oder achtzehn dicke Bände! Was man nur wissen will, steht darin. Und auch das, was man nicht wissen will. Mit was für einem Wissen käme ich von der Insel zurück! Von A bis Zytomierz (sprich: schütomjersch, russische Stadt, siehe: Shitomir) wüßte ich alles, was es auf der Welt gibt, weislich und gebildet zu erklären.

Mit „A“ fängt es an. Und man kommt nicht darum herum, zu erfahren, daß das der erste Buchstabe des Alphabetes ist, daß er früher „Aleph“ hieß, was soviel wie „Ochse“ bedeutet, und später „Alpha“, was gar nichts mehr bedeutet, daß es ein „symbolisches Zeichen“ ist und in der Logik „das Ding an sich“ darstellt, daß es als

Abkürzungszeichen verwendet wird und daß es in der Musik das ein-, das zwei-, das drei- und sogar das viergestrichene „A“ gibt.

Die „Aa“ hingegen ist ein Fluß. Ein sehr vielfältiger Fluß, der nicht nur in Frankreich und Holland, sondern auch in der Schweiz, in Kurland und sogar im Osna-brückischen fließt.

Das alles und noch viel mehr steht allein schon auf der ersten Seite. Und jeder der achtzehn Bände hat über tausend Seiten. Ich habe gut ein Jahr daran zu lesen.

Greif nur hinein ins volle Lexikon! Und wo du's aufschlägst, ist es interessant.

Wer, zum Beispiel, weiß, was ein „Angriffskavalier“ ist? Ich nicht! Es interessiert mich auch gar nicht. Aber auf so einer einsamen Insel würde es einen vielleicht interessieren, zu erfahren, was ein „Angriffskavalier“ ist. Man kann sich so viel dabei denken. Aber daß es „ein aus Erde, Faschinen und Sandsäcken hergestelltes Bauwerk zur erhöhten Aufstellung von Schützen und Geschützen“ ist, gerade das hätte man wohl am wenigsten erwartet.

„Tralee, Traleyka, Tralles.“ Das ist nicht etwa der Refrain eines Kinderliedes. Sondern: eine Stadt in Irland, ein Berg in Nordamerika und ein Mathematiker aus Hamburg, der das „Alkoholometer“ erfunden hat.

Was aber ist das „Alkoholometer“? – – So wird man, wenn man erst einmal anfängt, kreuz und quer durch das ganze Lexikon gejagt. Und wenn man das nötige Gedächtnis hat, weiß man am Schlusse nicht nur, was ein „Angriffskavalier“ und was ein „Alkoholometer“ ist, man weiß auch, was mit Ahab, Ahaggar, Ahanta, Ahasja, Ahas, Ahinomani, Ahlbeere und Ahlefeldt eigentlich los ist, daß Ahna eigentlich de Ahna und mit Vornamen Heinrich heißt und ein Violinspieler war, und daß die „Angst“ „eine Form von Gemütsbewegung“ ist, die „mit der Furcht (siehe dort!) die Gruppe der depressiven Erwartungsaffekte bildet“ und „bei Gesunden nur im

Anschluß an die mehr oder weniger klare Vorstellung einer unmittelbaren Gefährdung von Leib oder Seele oder ans Herz gewachsener, wenn auch nur erhoffter Besitztümer eintritt“.

Ans Herz gewachsene Besitztümer? Wer hätte gedacht, daß das Konversationslexikon so poetisch sein könnte. Aber wenn es sich um „Besitztümer“ handelt, werden ja die meisten Leute poetisch.

Und dies alles finden wir bloß unter dem Buchstaben „A“. Was alles würden wir noch finden, wenn wir auf der einsamen Insel ein Jahr lang allein mit dem Konversationslexikon zubringen müßten! Alles würden wir wissen. Alles würden wir erklären können. Und wie würden wir dastehen, wenn wir dann wieder unter Menschen kämen?

Unausstehlich! So unausstehlich, wie nur ein Alles-Wisser, ein Alles-Besser-Wisser sein kann. So unausstehlich wie ein Mensch, der auf den ersten Anhieb gleich erklären kann, was ein „Angriffskavalier“, was eine „Ahlbeere“ und sogar was „Angst“ ist – so unausstehlich, wie so ein Mensch eben sein muß.

Und ich weiß nicht, ob wir nicht doch lieber einen Roman der Courths-Mahler mitnehmen sollen? Dann wissen wir jedenfalls zum Schluß nicht mehr als andere Leute auch. Und nur was „Langeweile“ ist, das werden wir dann gründlich wissen. Aber das wissen die meisten Leute. Ohne erst im Konversationslexikon nachschlagen zu müssen.

Im Wartesaal

Ein Freund von mir, der den Pessimismus Flauberts nicht vertragen konnte, sagte von der „Madame Bovary“, dieser genialen Tragödie der Langeweile einer kleinen Landstadt: „Das ist wie ein Wartesaal dritter Klasse.“

Wartesaale sind ja sicherlich etwas Furchtbares. Und die Klasse macht da gar keinen Unterschied, ganz einerlei, ob zweiter oder dritter. Warten müssen – ob beim Zahnarzt, beim Friseur, beim Minister oder im Wartesaal –, das ist eben etwas Schreckliches. Und die Architektur, die Einrichtung, die Atmosphäre aller Wartesaale, die ich kenne, geben diesem schrecklichen Zustand schrecklichen Ausdruck.

Mein Zug geht erst in zwei Stunden. Zwei Stunden muß ich in dem Wartesaal dieses kleinen, italienischen Städtchens sitzen. Denn draußen regnet es in Strömen. Ich ergebe mich in mein Schicksal, bestelle einen „Cinzano“ und zünde mir eine der mageren, kleinen, grauschwarzen italienischen Regiezigaretten an, die an Stelle von Tabak mit Staub gefüllt zu sein scheinen.

Der höfliche, alte Kellner legt mir eine Mappe mit Zeitungen auf den Tisch. Was soll mir das? Ich kann nicht genug Italienisch. Aber siehe da: es sind illustrierte Blätter. Ein ganzes Paket, ein halber Jahrgang. Lesen kann ich sie nicht. Aber die Unterschriften kann ich entziffern. Und auch das wäre nicht einmal nötig. Die Bilder erklären sich selbst.

Photographien aus dem zoologischen Garten in? Ja, ich weiß nicht: in Rom oder in Mailand? Das ist ja auch ganz egal. Es sieht da ganz ähnlich aus, wie bei uns zu Hause. Junge Bären gibt es da, wie bei uns, junge Löwen und ein junges Kamel, das wie ein großer, junger Riesenvogel daliegt, der aus dem Nest gefallen ist. Ein Tiger, ganz hell, fast weiß, mit schwarzen Streifen. Sehr könig-

lich, viel königlicher als der Löwe, der mit seinem großen Umhängebart wie ein gutmütiger alter Familienvater aussieht. Zwei Affen suchen einem dritten die Flöhe ab. Er liegt auf dem Rücken und sieht begeistert gen Himmel, – als ob es dieser Augenblick wäre, auf den er sein ganzes Leben lang gewartet hätte. Ungeheuer dick und aufgeplustert sitzt eine Eule in ihrem Käfig. Ein Auge kneift sie zu, mit dem andern blinzelt sie halb mißvergnügt, halb anzüglich in das unangenehm helle Tageslicht. „Frau Eule“ steht darunter, genau wie es bei uns darunter stehen würde.

Lieber Himmel! Was gibt es alles zu sehen in solch einer Bilderzeitung! Tibetanische Bettelmönche mit ihren Gebetsmühlen und ihren freundlichen Buttergesichtern. Harpunierte Walfische, die man mit Luft aufgeblasen hat, damit sie nicht untersinken.

Abgestürzte Flugzeuge. Und, andere Flugzeuge, die in Schwadern von zwanzig und fünfzig nebeneinander herfliegen, wie Soldaten beim Parademarsch. Erdbeben in Japan. Feuersbrunst in Brescia. Überschwemmung in Holland. Spalla beim Training. Gigli auf einem Festbankett. Reitturnier der italienischen Kavallerie. Porträts von Amundsen, Hindenburg, Pirandello, den Gebrüdern Fratellini und dem Papst. Der einbalsamierte Caruso in seinem Glassarg. Das Grab des unbekanntes Soldaten. Kriegerdenkmäler aus Mailand, München, Paris und – wer hätte das gedacht? – aus Basel in der Schweiz. Die Küste von Kalifornien. Die Schneefelder des Monte Rosa. Ein neu entdeckter Raffael. Eine Parade der roten Armee. Eine Hinrichtung in Bulgarien. Und eine italienische Familie mit achtundzwanzig (28) lebendigen Kindern.

Und nicht nur „interessante“ und „aktuelle“, auch sehr schöne Bilder gibt es da. Ein Hindu geht mit zwei kleinen Fässern, die er an einem Joch über der Schulter trägt, und sprengt die Straßen in Benares. Mit dem Adel

einer Gottheit geht er dahin. – Chinesisches Puppentheater. Die kleinen angemalten Papierfiguren machen da ein „expressionistisches“ Theater, das die Menschen nie erreichen werden. – In einem Obstgarten weidet ein Schimmel. Das ist alles. Aber es ist ein Bild, wie Courbet oder Thoma nie eines schöner geschaffen haben. – Ein preisgekrönter Airedale-Terrier, ach wie sieht er aus! Wie die Klugheit, die Treue und Lausbubenhaftigkeit in Person. – Eine Szene aus Chaplins letztem Film: Goldsucher in Alaska. Er steht an der Tür eines Goldsucherballsaales. Man sieht ihn nur von hinten. Aber wie steht er da, dies rührende Geschöpf! Von hinten sieht man ihm an, wie sehnsüchtig und bescheiden er dem herrlichen Leben der anderen, der Glücklichen zusieht. Wie ein frierender Engel an der Pforte des Paradieses. – Ja, es gibt viel zu sehen und viel zu photographieren in der Welt. Viel Häßliches und viel Schönes.

Ja, die Erde ist schön! Und sogar die seltsamen und unangenehmen Wesen, die sie bevölkern, die Menschen sind manchmal schön. Sehr schön. Und am schönsten, wenn man ihnen dort begegnet, wo sie nicht den Mund auftun können, – in der illustrierten Zeitschrift.

Es ist fünf Minuten vor sechs – und gleich kommt mein Zug. Sieh mal an! Wie nett waren diese gefürchteten zwei Stunden im Wartesaal. Ich habe eine Reise um die Welt gemacht.

Ich bestelle mir schnell noch einen „Cinzano“ und zünde mir noch eine der trockenen, kleinen Zigaretten an und gebe dem freundlichen, alten Kellner ein schönes Trinkgeld. Adieu, du schmutziger, kleiner Wartesaal! Adieu, du schwarze Zaubermappe mit deiner illustrierten Zeitschrift! Adieu, du photographierte Welt! Ich will nun gehen und sehen, ob du in der Wirklichkeit ebenso schön bist.

Unbekannte Jahreszeiten

Die wenigen Paradiese, die es auf Erden gibt, sind alle schon längst entdeckt. Wenn wir nach Capri – aber wer fährt denn noch nach Capri? Wenn wir nach Ischia fahren, so ist der erste Mensch, dem wir dort begegnen, Herr Meyer aus der Straße nebenan. Wenn wir irgendwohin an die Nordsee fahren, so ist schon das halbe Deutschland da. Und als ich zum erstenmal in meinem Leben afrikanischen Boden betrat und der Meinung war, ich käme nun wirklich in fremdes Land, stand da ein Herr auf der Landungsbrücke und begrüßte mich mit den Worten: „Kennen wir uns nicht aus Europa?“

Alles ist entdeckt, alles ist überfüllt. Und wenn man mal in der Schweiz oder irgendwo in Jugoslawien einen herrlichen Ort gefunden hat, wo man wirklich allein sein kann, so ist ganz gewiß im nächsten Jahr schon jemand da, der dies neue Paradies „entdeckt“ hat und auch allein sein will. Jeder weiß, wo es schön ist. Im Sommer fährt man an die Nordsee, im Winter in die Berge, im Frühling an die Riviera.

Aber etwas wissen die meisten Leute noch nicht. Daß alle diese Orte, alle diese irdischen Paradiese am schönsten sind zu den Zeiten, in denen sie *nicht* „schön“ sind. Zu den Zeiten, in denen „man“ nicht hingeht.

Die Nordsee ist gewiß sehr schön im Sommer, wenn die Sonne scheint (*wenn* sie scheint!), wenn der Himmel heller, die Meerluft milder und sogar das Meer selber ein wenig milder ist. Aber wieviel schöner, wieviel großartiger ist das alles im Herbst, im Oktober und November. Wenn die großen Stürme kommen. Wenn das Meer nicht zur Belustigung der Badegäste da ist. Wenn es, wie ein wilder Gott, gegen den Strand heranrast: böse, gefährlich, unheimlich, finster und groß. Es regnet – noch öfter wie im Sommer –, die Sonne scheint nur sehr sel-

ten, es ist kalt, und früh kommt der Abend. Aber man ist allein mit der ungeheuren, unheimlichen, gewaltigen Natur.

Im Frühling oder im Herbst, wenn es bei uns im Norden noch kalt, oder schon wieder kalt ist, fährt man nach Italien. Im Sommer ist es da unten im Süden ja „viel zu heiß“!

Ach, und wie schön ist es gerade im Sommer dort unten! Und je weiter nach Süden, desto schöner! Neapel, Ischia, Sizilien. Unendlich, unwandelbar und unerbittlich wölbt der Himmel seine blaue Kuppel. Nie sieht man die Sonne. Sie ist zu hell, zu heiß, zu groß. Sie ist überall. Die Jalousien verdunkeln das Zimmer und geben Schatten. Kein Mensch, nicht einmal ein Hund ist mittags auf der Straße. Aber abends erhebt sich vom Meer her ein leiser Wind, kühl und erquickend wie frisches Wasser. Die Nacht ist voller Leben und voller Abenteuer. Lebendiger, seltsamer und blühender als je ein Tag.

Wer ist im ersten Frühling auf den Bergen? Der Schnee schmilzt und die Wege sind fast ungangbar. Aber die ersten Blumen blühen aus dem Schnee. Krokus, Primeln und Schlüsselblumen. Die Kühe werden unruhig im Stall. Und die Sonne strahlt reiner, jünger und kräftiger als je im Sommer. Es ist schwer, zu wandern. Wintersport gibt es nicht mehr. Aber es ist herrlich, sich nahe beim Haus in die Sonne zu setzen, zwischen den Schnee und die blühenden Blumen.

Einmal war ich mitten im Winter auf Helgoland. Alle Hotels waren geschlossen. Die eleganten kleinen Läden, in denen es im Sommer englische Stoffe und englische Marmeladen, Perser Teppiche, falsche Bronzen und Südseemuscheln zu kaufen gibt, waren mit dicken Brettern vernagelt. Auf den roten Felsen lag Schnee. Die Möwen standen, in ihren Federpelz verkrochen, auf einem Bein und froren. Einmal in der Woche kam der Postdampfer. Manchmal kam er auch nicht; wenn das Wetter zu

schlecht war. Und wir saßen in der Kneipe bei Skat und Grog und sahen aufs Meer hinaus, das wild und wütend von weit her gegen die Felsen anrannte, mit haushohen Wogen, über die sich kein Schiff heranwagte. Manchmal schien die Sonne und das Meer war nicht wilder als im Sommer bei Sturm. Dann führen wir ein wenig hinaus – nicht gerade, um Fische zu fangen, sondern mehr, um etwas zu tun. Finger und Füße froren zu Eis – und der heiße Grog nachher war noch mal so gut. Die sechs Wochen waren so lang wie ein ruhiges, gesundes, naturnahes Jahr auf dem Lande.

Die Großstadt ist am schönsten im Frühling. Wenn die wenigen Bäume, die es hier gibt, ihre schwarzen Äste mit dem ersten, schüchternen Grün bedecken, das nur in diesen ersten Tagen wirklich grün ist. Wenn die Kinder und Hunde wieder anfangen, auf den Straßen zu spielen. Wenn man zum erstenmal wieder ohne Mantel geht, frei und leicht, als wäre man nackt. Wenn man die Fenster öffnet, um nach dem Himmel zu sehen, der zwischen den Wolken mit unwahrscheinlich zartem Blau hervorsteht.

Für ein schreckliches Schicksal aber gilt es, den Sommer in der Stadt verbringen zu müssen. Ist es wirklich so schrecklich?

Es ist gewiß nicht gerade ein Genuß, im vollgestopften Stadtbahnzug nach draußen zu fahren. Aber wie schön ist es, wenn man erst draußen ist? Das Freibad ist voll. Aber wie lustig, wie fröhlich, wie reizend sind diese arbeitsmüden Menschen, die sich den Schweiß und den Staub eines Großstadttages im (nicht gerade ganz musterhaft reinen) Wasser abspülen. Wieviel netter, natürlicher, menschlicher sind sie als die Gäste der großen Bäder! Wie schön ist abends und nachts der Tiergarten mit seinen vom künstlichen Licht theaterhaft grün beschienenen Bäumen. Mit seinen verliebten, zärtlichen Paaren, die die dunklen Bänke suchen. Und von denen manches

wieder von der Polizei gesucht wird. – Wie seltsam ist solch ein Sommerabend im Norden oder am Schlesischen Bahnhof. Die kleinen Kabarets und Singspielhallen sind aus dem Wintersaal, an dessen Tür ein strenges Plakat verkündet: „Herren ohne Kragen haben keinen Zutritt!“, auf die Bühne des kleinen Gartens gezogen. Aus den geöffneten Fenstern der Hinterhäuser sehen begeisterte Gesichter in das dunkle Paradies hinunter. Spät kommen auf der Spree die fröhlich erleuchteten Dampfer vom Müggelsee nach Haus, mit Blechmusik und Klarinetten. Alle Welt ist auf der Straße. Man glaubt, in einer fremden Stadt zu sein, die weit näher bei Marseille oder bei Neapel zu liegen scheint als bei Berlin. – Auf dem Balkon sind die Tomaten schon grün. Und wenn es gar zu heiß wird, steigt man in die Badewanne. In China war ich noch nicht. Ob dort der Frühling oder der Herbst schöner ist als Sommer und Winter? Ich weiß es nicht – und werde es wohl auch nie erfahren. Ich muß mich mit dem begnügen, was mir erreichbar ist. Im Frühling will ich in der Großstadt bleiben, im Winter gehe ich an die See, und im Sommer will ich in den Süden fahren. Dann habe ich die Großstadt, wenn sie am größten ist, wenn sie zum Leben erwacht, sich dehnt und sich reckt. Das Meer, wenn es am wildesten ist. Und die Sonne, wenn sie am heißesten brennt. Ein übermächtiges, allmächtiges, gefährliches Gestirn. Und nirgends begegne ich dann den Leuten, – denen ich nicht begegnen will.

Die Domglocken läuten

Köln war die erste große Stadt, die ich in meinem Leben sah.

Vater und Mutter nahmen mich mit auf eine Rheinreise. Ich war ein kleiner Junge von sieben oder acht Jahren und füllte mir bei Köln aus dem Rhein ein Fläschchen mit Wasser und dachte, ich hätte nun „Kölnisches Wasser“. Das wollte ich meinen Schwestern mitbringen.

Von dem Dom habe ich damals nicht viel gesehen. Er war wohl zu groß für mich – so groß, daß ich kleiner Knirps ihn nicht ganz ersehen konnte. Inzwischen bin ich selber groß geworden. Und wenn ich nun nach Köln komme, dann bin ich jedesmal aufs neue erstaunt darüber, wie groß doch eigentlich diese Kirche ist!

Die Leute sagen ja, daß sie früher schöner gewesen ist, als sie noch unvollendet war, als ihre Türme noch nicht so hoch und spitz in den Himmel stachen. Und das wird auch wohl stimmen. „Etwas zu Ende machen“ – das ist ja durchaus nicht immer gleichbedeutend mit „Vollendung“. Aber so groß sein, wie diese Kirche es ist, das ist doch auch eine Leistung. Wie kleine schwarze Fliegen sehen die Dohlen aus, die da oben um die Turmspitzen fliegen. Und wenn man über den großen Platz um die Türme herumgeht, dann weht einen der Wind beinahe um. Obwohl es in den andern Straßen gar nicht so windig ist. Als ob diese Riesentürme wie zwei Riesen-Windfänger den Wind da oben aus den Wolken herunter auf die Erde schraubten. Da saust er nun umher und reißt den Leuten die Hüte von den Köpfen.

In keiner Stadt der Welt gibt es so viele Parfümerieläden auf einem Haufen wie hier in Köln. Sie liegen alle „an“ oder „auf“ oder „gegenüber“ oder „neben“ oder „in der Nähe“ vom Jülichsplatz und heißen alle „Farina“ oder so ähnlich wie „Farina“ und haben alle das „beste“, „echte-

ste“, „älteste“ oder „allerälteste“ Kölnische Wasser zu verkaufen. Und einer von ihnen hat wirklich das älteste Wasser und den ältesten Namen. Aber für einen Fremden ist es nicht so leicht, ihn herauszufinden.

Ich wohne auch „am Jülichsplatz“ und kann von meinem Fenster aus direkt auf den Dom und seine beiden Riesentürme sehen. Und das tue ich auch. Und dann gehe ich zu Bett.

Am andern Morgen, kaum daß ich aufgewacht bin, muß ich doch mal schnell eben aus dem Fenster sehen! Ob der Dom noch da ist? Ja. Er ist noch da! Es ist noch nicht ganz hell, und die Riesentürme verlieren sich fast unsichtbar da oben im nebligen Morgenhimmel. Es ist kalt. Und ich gehe schnell wieder ins Bett.

Und wie ich nun so daliege im Halbdunkel, nicht ganz wach und auch nicht ganz schlafend – da kommt es auf einmal – – ja, was und woher kommt es? Durchs Fenster? Nein! Aus der Luft? Aus der Erde? Und was ist es, was da kommt? Ein Ton? Das ist gar nicht zu sagen. Einen Ton kann man doch hören? Und dies da fühlt man mehr, als daß man es hört.

Die Glocken läuten! Das ist es! Die Domglocken! Aber so etwas habe ich noch nie gehört. Das kommt nicht aus der Luft, das kommt aus der Erde. Und wieder aus der Luft! Und wieder aus der Erde.

Zuerst kommt ein tiefes Dröhnen daher. Ganz tief und stark – und dabei ganz zart, beinahe leise. Wie von weit her, von den Bergen herübergeweht. – Und dann ist eine Pause. – Und dann kommt derselbe Ton noch einmal – ganz leise und zart, wie ein Echo aus weiter Ferne. Und dann, nach einer Pause, noch einmal: aber diesmal schon deutlicher, stärker, aus größerer Nähe. – Und wieder eine lange Pause.

Und dann bricht plötzlich aus der Erde ein gewaltiges Donnern – nein, kein Donnern – ein Gesang, ein ungeheures melodisches Getöse, ohne Anfang und ohne En-

de, als ob Gebirge zu singen begännen, als ob das Meer anfangen zu dröhnen. Das sind keine Töne, das sind Ströme von Klang, Wellen und Wogen, die nicht verebben und aufhören, sondern heran-, vorüber- und weiterrollen in die Unendlichkeit – hinter sich neue Ströme und neue Meere mit tieferen, stärkeren, volleren Fluten. Der Himmel schwankt und die Erde zittert.

Das hört man nicht, wie andere irdische Töne, nur mit den Ohren, das „hört“ man mit dem ganzen Körper. Mein kleines Zimmer ist angefüllt mit Gesang wie mit Wasser. Es ist schwer, zu atmen. Man fürchtet, zu ertrinken in diesem Meer.

Ich schwimme zum Fenster und sehe hinaus. Wird denn in diesem Meer von Getöse das Mauerwerk der Türme (die Pfeiler und Säulen und Spitzbögen) nicht abbröckeln wie Zuckerwerk? – Nein, nein! Da stehen die Türme im Morgennebel, als ginge sie das Ganze gar nichts an. Man sieht nicht einmal, wo die Glocken hängen.

Ganz oben um die Turmspitzen fliegen die Dohlen wie kleine schwarze Fliegen. Und unten reißt der Wind, der um die Ecken fährt, den Leuten die Hüte vom Kopf. Und sie scheinen gar nicht zu merken, daß da oben Domglocken läuten, daß sie in einer Flut von Tönen, in einem Meer melodischen Getöses sich bewegen. Sie wissen es nicht. So wenig, wie die Fische wissen, daß sie im Wasser leben.

Ich bin hier fremd. Ich weiß es.

Frühling

Frühling in Berlin? Anfang März? – – Tatsächlich! Die Sonne (o Wunder!) scheint nicht nur, sie wärmt auch schon. Und zwei, drei Cafés haben ihre Tische und Stühle nach draußen, in den Sonnenschein gesetzt! Man kann wieder draußen sitzen? – Das wollen wir denn auch nur schnell tun! Bevor es wieder kalt wird.

Da sitzen wir nun und genießen die Frühlingsluft. Die Frühlingsluft in großen Städten besteht in der Hauptsache aus Gerüchen. „Duft“ wäre ein falsches Wort. Es riecht nicht nach Veilchen oder frisch aufgetauter Ackererde. Es riecht nach dem Benzin und Öl der Automobile, nach nichtgewaschenem Asphalt, warmgewordenem Gummi, verrostetem Eisen, Ölfarbe und Regenwasser und nach vielen undefinierbaren Menschengerüchen. Es gibt Leute, die diese Frühlingsgerüche einer Großstadt hassen. Ich hasse sie nicht. Ich weiß: *das bedeutet Frühling*. Die Hündchen, die soviel besser schnüffeln können als wir Menschen, wissen es auch – und sind ganz un-
gemein vergnügt und aufgeregt.

Da sitzen wir auf der Straße und sehen uns „Leben und Treiben der Großstadt“ an. Arg viel zu sehen gibt es eigentlich nicht. Auto und Autobus und wieder ein Auto. Und Trambahn und ein Pferdewagen. Und wieder Autos, viele Autos. Wie das eben so ist in der Großstadt. – Ein junges Mädchen will an der falschen Stelle über den Fahrdamm und wird von dem Schutzmann zurückgebustert. Ein Maler [George Grosz] fährt nicht, wie zur Winterszeit, im Innern, sondern oben auf dem Verdeck des Autobus vorüber und schwenkt seinen schönen amerikanischen Hut. Ein Dichter [Bertolt Brecht] steuert das eigene Auto und hat gar keine Zeit, den Hut, nein, die Mütze zu schwenken. Die Zeitungsfrau zieht ihre Filzpantoffeln aus. Zwei junge Leute haben sich fein ge-

macht. Das heißt: sie haben ihre Mäntel zu Hause gelassen, haben sich weiße Taschentücher in die Brusttasche gesteckt – und sehen so umher, als wollten sie sagen: „Was kost' die Welt?“

Na, die Welt kostet ziemlich viel. Aber was diese jungen Leute von der Welt brauchen und haben wollen, das kostet vielleicht doch nicht so arg viel. Und deshalb haben sie durchaus recht, wenn sie so vergnügt und unternehmungslustig um sich schauen.

„Herr Ober, noch einen kleinen Cinzano!“ – Der Frühling in Berlin ist kurz. Morgen kann es schon wieder regnen. Und übermorgen vielleicht sogar schneien.

Glanz und Elend der Literatur

Was ist „Panse“? – „Panse“ ist ein Druckfehler. Es soll „Pause“ heißen.

Diesen dummen Scherz, der sich beliebig vervielfältigen läßt, haben Sie gewiß schon gehört, und vielleicht auch, so dumm er ist, darüber gelacht. Aber den Ärger, den ein Schriftsteller durch Dreckfehler, pardon, Druckfehler —. Den Ärger, den ein Schriftsteller durch so was haben kann, den kennen Sie vielleicht nicht?

Ich weiß Bescheid! Ich habe meine literarische Laufbahn mit einem Druckfehler begonnen. – Das ist schon lange her. Ich war damals siebzehn oder achtzehn und hatte im tiefsten Herzen den glühenden Wunsch, entweder ein großer Fußballspieler oder ein großer Dichter zu werden. „Wenn die Blätter fallen —“ (mit zwei oder drei Gedankenstrichen hinterher), das war der Titel der ersten „Skizze“, an der ich wochenlang herumgedruckt hatte. Schon allein diese herrliche Überschrift schien mir meine dichterischen Qualitäten vollkommen zu beweisen. Und dann der letzte, der Schlußsatz! Es handelte sich natürlich um eine Liebesgeschichte. Denn wenn meine Erfahrungen auf diesem Gebiet sich auch nur auf ein, von ihr leider nicht eingehaltenes Rendezvous mit Else Förster beschränkten, was sonst wohl hätte ich schreiben sollen, wenn nicht eine Liebesgeschichte? Sie endete in einem von mir mit Dämmerlicht und seidenen Kissen verschwenderisch ausgestatteten Atelier. Der letzte Satz aber lautete: „Und die Lampe verlosch —“ Mit sechs Gedankenstrichen hinterher. Dieser Satz mit seiner diskreten Pointe, mit seiner unerhörten Stimmungsmalerei, erschien mir einfach genial.

Und siehe da: mein geniales Erstlingswerk wurde vom „Osnabrücker Sonntagsboten“ tatsächlich angenommen. Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welcher Sehn-

sucht und Aufregung ich nun den Sonntag erwartete, an dem es erscheinen sollte. So etwas von Aufregung habe ich nie wieder erlebt. – Und dann kam der große Tag! Unerhörtes Glück! Da stand es: „Wenn die Blätter fallen –“ Und darunter: „Hans Siemsen.“ Schwarz auf weiß! Ich war ein Dichter! Ich konnte es beweisen. Ich hatte es in der Tasche – schwarz auf weiß!

So hoch kann man steigen? Ja! – Und so tief kann man fallen! – Hätte ich doch nicht weitergelesen! Hätte ich mich doch mit der Überschrift begnügt! Hätte ich wenigstens nicht bis zu Ende gelesen! Was stand da? Was war aus meinem Stolz, aus meinem herrlichen letzten Satz geworden? – „*Und die Limpe verlosch* – –“ Statt „Lampe“ – „Limpe“! – Bumms! Aus! Erledigt! Ade, du Dichtertraum! Ade, Genialität! Die Limpe verlosch – und mein Glück verlosch mit ihr.

Das war mein Debüt als Schriftsteller. Können Sie verstehen, daß ich seit jenem Tage die ganze Literatur ein wenig skeptisch beurteile? Wenn ein einziger Dreckfehler genügt – – Nein! Ich gebe es auf!

Kunstabetrachtung

Ich glaube eigentlich nicht, daß ich das bin, was man einen Feinschmecker nennt. So arg viel mache ich mir nicht aus dem Essen. Ich kenne zartere Genüsse. Immerhin habe ich im Laufe der Jahre hier und da Gelegenheit gehabt, zu lernen, daß es doch kein Zufall ist, wenn man manchmal nicht so einfach schlechtweg vom „Kochen“, sondern von der „Kochkunst“ redet. Es ist zwar meistens keine Kunst –, aber es kann eine sein. Weshalb auch nicht? Ob es nun das Auge, das Ohr oder der Gaumen ist, ob es die Seh-, die Gehör- oder die Geschmacksnerven sind, die gekitzelt, gestreichelt, erfreut werden – so groß ist der Unterschied am Ende nicht.

Wenn freilich schon unter den Malern und Musikern durchaus nicht alle Künstler sind, so ist das unter den Köchen erst recht nicht der Fall. Ich, der ich meine Augen an Bildern von Cézanne und Utrillo, mein Ohr an Melodien von Mozart und Strawinsky delectiere, – ich habe für meinen Gaumen keinen Utrillo und keinen Mozart. Meine Mittel erlauben mir nicht, einen Kochkünstler zu halten.

Aber wenn es eine Kunst des Kochens gibt, so gibt es auch eine Kunst des Essens. Und die kann man sich auch mit geringen Mitteln manchmal leisten.

Da gibt es im Herbst, zum Beispiel, Trauben. Und da muß man nun nach Möglichkeit nicht die großen, prächtig aussehenden Spaliertrauben kaufen, die wie die Trauben aus dem Lande Kanaan in den Läden hängen. Sie sehen zwar herrlich aus, aber sie sind voll Wasser. Nein, man muß die kleinen, unscheinbaren, halbverfaul-ten, gelben Weinbergtrauben wählen, die nach der Erde schmecken, aus der sie gewachsen sind, nach gefallenem Laub und Herbst. Dazu ein Stückchen Käse! Emmen-

thaler oder Chester. Noch besser Roquefort oder Gorgonzola. Am besten: Bel paese oder Büffelkäse.

Das ist eine kleine Mahlzeit, wie sie besser ein Mozart der Kochkunst nicht erfinden könnte, und wie man sie feiner nicht im besten Pariser Restaurant bekommen kann.

Oder ein Westfalenfrühstück: Schwarzbrot, frische Butter und westfälischer Schinken. Dazu ein Gläschen Steinhäger oder echten Doornkaat. Solch ein Stilleben zu essen, das ist sicherlich fast ebensowohl ein Genuß, als es von Chardin gemalt zu sehen.

Und nicht zu viel von allem! Nur gerade so, daß man Appetit bekommt auf mehr.

Die Saison beginnt

Ich bin hier ein paar Tage an einem von den italienischen Seen – es ist ein kleiner unbekannter See. Und ich will auch nicht sagen, wie er heißt.

Gestern wurde hier „die Saison eröffnet“. Ein paar kleine Häuser waren vielleicht schon vorher auf. Aber das große, das einzige große Hotel, das es hier gibt, das hat erst gestern aufgemacht. Und ich bin der erste Gast. Der erste – und der einzige.

Es ist ein großes, ein sehr großes Hotel. Es hat weit über hundert, es hat wohl beinahe zweihundert Zimmer. Eine große, helle Halle, teppichbelegte, breite Treppen für die, die nicht den Lift benützen wollen. Klubsessel, goldene Spiegel und schöne, große Säle zum Schreiben, zum Essen, zum Musizieren. Und das ganze Personal, das zu so einem großen Hotel gehört, ist auch schon da: Geschäftsführer und Direktor und Portiers und Liftboys und viele Kellner und Köche und Zimmermädchen und ein Page, der an der Drehtüre steht und aufpaßt, ob jemand kommt.

Es kommt aber niemand. In dem ganzen großen, noblen Hotel bin ich allein der einzige Gast. Ich allein wohne in den zweihundert Zimmern, ich allein wandle über die teppichbelegten Treppen, an den goldenen Spiegeln vorbei, ich allein sitze in der großen Halle und in dem großen Speisesaal. Für mich geht der Lift, für mich heizt die Heizung, für mich brennen tausend elektrische Lampen, für mich ist dies ganze, riesenhafte Personal da: die Geschäftsführer, die Portiers, die Boys, die Kellner. Der Junge an der Drehtür wartet auf mich, die Köche in der Küche kochen für mich.

Ich verfüge also plötzlich – ich, der ich gewohnt bin, in möblierten Zimmern zu leben, – ich verfüge also plötz-

lich über ein ganzes Palais, über ein Personal, über das mancher König nicht verfügt.

Und das muß ich ehrlich sagen: Das muß ja eine ekelhafte Sache sein, König zu sein und über so ein Palais und so ein Personal zu verfügen.

Mir ist es ja eigentlich immer etwas unangenehm, wenn ich mich bedienen lassen soll. Ich komme mir dann unselbständig, ungeschickt, arrogant vor. Einen anderen Menschen meinetwegen in Bewegung setzen, das scheint mir immer etwas zweitklassig und sogar beschämend. Nicht für den anderen, sondern für mich.

Also: mir ist etwas unbehaglich zumute angesichts dieser zahlreichen Dienerschaft, die sozusagen auf meine Wünsche wartet. – Was soll denn dieser arme Junge den ganzen Tag da an der Tür stehen? Gibt es wirklich Leute, die sich nicht selbst die Tür aufmachen können? Das müssen ja ulkige Nummern sein! Mich geniert dieser Junge, der immer im Begriff ist, die Tür aufzureißen, wenn ich bloß in die Nähe komme. Ich wage kaum noch auszugehen und drücke mich aus der Hintertür. – Und die vier Kellner, die auf mich warten, wenn ich ganz allein und klein den riesigen, goldenen Speisesaal betrete! Und erst der reizende, alte, grauhaarige Oberkellner! Er kommt beinahe um vor Höflichkeit und weiß gar nicht, was alles er tun soll, um es mir nur recht bequem und angenehm zu machen. Und dabei ist mir immer so, als ob ich, der ich doch dreißig Jahre jünger bin als dieser freundliche alte Herr, als ob ich aufstehen müßte. Aber das geht ja wohl nicht? Es würde ihm nur peinlich sein. Und so versuche ich denn auf andere Weise die genierliche Kluft zu überbrücken, gebe mich als guter Kamerad, erwidere Höflichkeit mit Höflichkeit, lobe das Essen, mache einen kleinen Scherz und versuche sogar, italienisch und englisch zu reden. Die Dienstbeflissenheit (o welch ein Wort) ist nicht mehr so schlimm. Wir sind mehr unter uns.

Sie warten nun nicht mehr allein auf die anderen Gäste, auf die vielen reichen Leute, die nötig sind, um das Hotel zu füllen. Wir warten nun gemeinsam.

Und tatsächlich: da kommen sie auch schon. Teils mit Autos, teils mit der Bahn. Und gleich eine ganze Menge. Nun bin ich nicht mehr der einzige Gast. Nun gehe ich nicht mehr allein über die teppichbelegten Treppen. Nun sitze ich nicht mehr allein in dem großen goldenen Speisesaal. Ein halbes oder ein ganzes Dutzend Tische sind besetzt. Nun habe ich, was ich wollte. Aber – das menschliche Herz ist sonderbar – dies paßt mir auch nicht. Es paßt mir gar nicht!

Der feine alte Oberkellner erkundigt sich nach den Wünschen eines mißvergnügten dicken Herrn mit derselben Höflichkeit, mit der er sich gestern nach meinen Wünschen erkundigt hat. Er rückt einer hochmütigen alten Engländerin den Stuhl zurecht, wie er ihn mir zurechtgerückt hat. Der blonde Liftboy lächelt die aufgeplusterte Blondine genau so freundlich an, wie er mich anlächelt. Und der kleine Junge reißt seine Tür vor der hochnäsigen Miß von Nr. 15 auf. Pfui Teufel! Da wär' es mir schon lieber, er risse sie vor mir auf!

Ich komme mir ganz verraten vor. Wie eine verlassene Braut, wie Aschenbrödel. Gestern der einzige – heute einer von vielen. Nein – das paßt mir nicht! Adieu! Ich reise ab!

Wat heeßt hier Frühling?! Baumblüte

Werder besteht in der Hauptsache aus Sand. Fleiß, Ausdauer und Kunstdünger haben daraus einen Obstgarten gemacht. So kommt es, daß die Sandtorte „Werder“ jedes Frühjahr zwei Wochen lang mit weißem Blütenzucker bestreut ist. Baumblüte in Werder!

Mein Portier geht niemals aus. Er hat eine „Laube“. Da geht er hin, buddelt und pflanzt die großen bunten Glaskugeln, die in Schrebergärten zu wachsen pflegen. Aber „in 't Jrüne“, wie er sagt, geht er nie. Nur *einmal* im Jahr, mit der ganzen Familie, nach Werder, in die Baumblüte. Viele Berliner, die nie oder selten herauskommen – nach Werder *müssen* sie. Und so kommt es, daß am ersten Baumblüten-Sonntag siebzig-, oder achtzig-, oder hunderttausend Berliner das kleine Werder überschwemmen. Was wollen sie da? Natur genießen?

Die schönste Landschaft der Welt hört sofort auf, schön zu sein, wenn in ihr mehr als fünf Menschen auf den Quadratkilometer kommen. In Werder, das sowieso nicht zu den allerschönsten Landschaften der Welt gehört, kommen am Baumblüten-Sonntag fünf Menschen auf den Quadratmeter. – Was wollen sie da?

Sie kommen (zum größten Teile) mit der Stadtbahn. In unserem Abteil standen achtzehn. Wie viele saßen, konnte ich nicht feststellen. Denn „umdrehen“ war unmöglich. Im Vergleich zum Stadtbahnabteil ist Werder dann angenehm leer. Man kann sich umdrehen und sogar hin- und hergehen, ohne gleich anderen Leuten auf die Füße zu treten. Man schöpft Luft. Und was nun?

Das Wetter ist das, was wir Berliner „schön“ nennen. Eine Mischung von Föhn, Schirokko und Gewitterluft, heiß, schwül und drückend. Aber es regnet nicht. Und wenn es nicht regnet, sagen wir wettergenügsamen Berliner: „Das Wetter ist schön.“

Von der Baumblüte ist einstweilen noch nicht viel zu sehen. Auf beiden Seiten der Straße stehen Häuser und Villen. Wo ein freies Plätzchen ist, steht eine Bude, ein Zelt, ein Wagen, ein Tisch mit Schokolade, Zigaretten, Würstchen, Luftballons, Kaffee, Bier oder Obstwein. Über einem Wurstkessel hängt ein Gedicht:

*Warme Wiener
Für die lieben Berliner!*

Der Nachbar hat die Reim-Pointe dieses Verses nicht begriffen und über seinen Wurstkessel geschrieben:

*Warme Würstchen
Für die lieben Berliner!*

Die „lieben Berliner“ haben aber noch keine Zeit für Würstchen. Sie streben dem Obstwein zu. Hier ist Baumblüte – Obstbaumblüte –, also muß es doch auch Obstwein geben? Obstwein gibt es. An jeder Ecke, aus jedem Garten, von jeder Treppe, jedem Fenster aus wird Obstwein verschänkt (verschänkt, nicht verschenkt!) und verkauft. Erdbeerwein, Johannisbeerwein, Stachelbeerwein und Apfelwein. Er wird „zum Trinken“ und „zum Mitnehmen“ verkauft. Die Mitnehme Flaschen hängen in einem gelben, blauen oder rosa Haarnetz, wie es die Sportbräute im vorigen Jahre trugen, die hinten auf dem Soziussitz der Motorradfahrer saßen. Man kann sie (die Flaschen, nicht die Bräute!) an einer Schnur über die Schulter hängen.

So ausgerüstet, können wir uns nun photographieren lassen. Das Zelt des Photographen ist mit Kulissen ausgestattet, die einen Salon aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts darstellen, halb Rokoko, halb Renaissance. In der Ecke steht eine Palme. Und vor der Palme steht ein Motorrad mit Beiwagen. Wie kommt das Motorrad in den Salon? Das ist die Freiheit der Kunst.

[Auf dem Motorrad sitzt ein Mädchen mit einem rosa Seidenkleid, das sich ängstlich an der Lenkstange festhält. In dem Beiwagen sitzt ein anderes Mädchen mit einem blauen Seidenkleid. Beide sind sehr ernst. Es ist das erstemal, daß sie in einem Salon mit einer falschen Palme Motorrad fahren müssen. Wir haben es besser, wir sind „liebe Berliner“ und sitzen in einem hocheleganten „Warmen-Würstchen-Zelt“ auf eleganten Kaffeehaus-Stühlen und essen, nachmittags um vier, „Warme Wiener“.]

Auf der Straße, auf deren holprigem Pflaster ein unbenutztes Pferdebahngleis eingebettet liegt, holpern währenddessen die eifrigen Autos, Autobusse, Motorräder und Zweiräder dahin. Wir können nicht ewig in der Würstelbude bleiben. Wir müssen hinterher! Durch Sand, Staub, Schweiß und Glassplitter ringen wir uns langsam zur „Bismarckhöhe“ empor.

Zur „Bismarckhöhe“ führt eine Treppe hinauf. Die ist für uns, die wir noch keinen Obstwein getrunken haben. Und neben der Treppe führt ein stufenloser, weicher Sandweg bergab. Der ist für – – ja, nun stellt sich heraus, daß man über den Baublüten-Sonntag in Werder nicht ehrlich und wahrheitsgemäß berichten kann, ohne das Wort „besoffen“ anzuwenden. Der weiche Sandweg bergab also, der ist für die Besoffenen. Da wir zu denen noch nicht gehören, schreiten wir ordnungsgemäß die Treppe hinauf.

Oben steht auf einer riesigen quadratischen Terrasse ein Wirtshaus mit Tanzsaal. Vorn auf der Terrasse stehen schöne Kastanienbäume. Hinter dem Haus gibt es endlose blühende Obstgärten. Hier ist es wirklich schön. Vielmehr: Hier *wäre* es schön, wenn nicht (siehe oben!) fünf Menschen auf den Quadratmeter kämen.

Kastanien, die anfangen, grün zu werden, ihr zartes Laubwerk in den Himmel recken nach Regen und Sonne. Blühende Kirschbäume, so weit das Auge sieht, hü-

gelabwärts, hügelauwärts. Tief unten die Havel und ihre Seen. Und am anderen Ufer Wälder und Wiesen. Ein kühlender Wind weht herüber. – Das ist wirklich schön! Von der zarten, rührenden, andeutenden Schönheit des Frühlings.

Wat heißt hier „Frühling“? Wat heißt hier „schön“? Von wejen „Aussicht“ und „zart“ und „rührend“! Sie mit Ihre doofen Kastanien, Sie können uns – –! – Hunderttausend Berliner sind hierher gekommen, um sich zu amüsieren. Und auf diese Weise lernen wir das neue Berliner Nationallied kennen:

Trink! Trink! Brüderlein, trink!
Lasse die Sorgen zu Haus!
Trink! Trink! Brüderlein, trink!
Betrachte das Leben als Schmaus!
Meide den Kummer! Und meide den Schmerz!
Dann ist das Leben ein Scherz!

Die in Phantasieuniformen gesteckte Blechkapelle spielt es einmal, zweimal, dreimal. Sie möchte auch mal was anderes spielen. Aber damit hat sie kein Glück. Wir sind hierher gekommen, um uns zu amüsieren.

Die Grundlage des Amusements aber bildet der Obstwein. Er ist süß und klebrig. Selbst der am wenigsten süße, der Stachelbeerwein, ist noch immer so süß, daß man sich wundert, wie es möglich ist, in einer halben Weinflasche voll Flüssigkeit solch ungeheure Mengen von Zucker aufzulösen. Die Farben der Obstweine, vom Erdbeer- bis zum Stachelbeerwein, sind Eosin-Rot, Rosa, Lachsfarben, Beigefarben und Braun. Und man wundert sich nur, daß es nicht auch blauen Obstwein gibt. Er schmeckt wie in Alkohol aufgelöste Bonbons. Und jedermann würde ihn für ein erstaunliches Erzeugnis der so hoch entwickelten chemischen Industrie und der Hoechster Farbwerke halten, stände nicht überall angeschlagen: „Selbstgekelterter Obstwein“. Seine Wirkungen sind er-

staunlich! Aber nur für den, der nicht weiß, daß süßer Alkohol noch viel gefährlicher ist als reiner Alkohol. Mutti ist das erste Opfer. Sie hat die Stullen zu spät ausgepackt oder zu früh und zu tief in die Erdbeerweinflasche geguckt. Das Federhütchen ist ihr auf die Nase gerutscht, die Nase auf den Tisch –, da liegt sie und schläft. Und nur, wenn die Blechmusik mit neuen Kräften anfängt, schreckt sie plötzlich in die Höhe und schreit:

Dann ist das Leben ein Scherz!

Vater nimmt die Sache ruhig, er bleibt still neben ihr sitzen, paßt auf sie auf und sagt: „Laß ihr man schlafen!“ Fritz, der Bräutigam von Lizzy, hat es schwerer. Lizzy und ihre Mutter sind dermaßen – na, sagen wir mal: dermaßen vergnügt, daß sie den Sipowachtmeister für einen Kastanienbaum, den Kastanienbaum für einen Wachtmeister, jeden zweiten Mann für ihren Fritz und die Treppe für eine Rutschbahn halten. Um Mutter und Lizzy wenigstens teilweise nach Hause zu bringen, entschließt sich Fritz zuletzt, sie einzeln den stufenlosen Sandweg hinabzurollen. Vom Jubel der heiteren Menge begleitet, rollen sie bergab. Aber dieser Jubel ist nichts gegen das durch Worte nicht mehr auszudrückende Vergnügen von Lizzy und Mutter. So was Herrliches ist ihnen noch nie passiert! Und als sie unten sind, wollen sie sofort wieder hinauf. „Noch mal! Noch mal!“ keucht Mutter atemlos und versucht, den Händen Fritzens zu entkommen.

Nun will ich aber schnell hinzufügen: Dies alles klingt, wenn man es nüchtern beschreibt, viel peinlicher und unappetitlicher, als es in Wirklichkeit ist. Schön? Nein, das ist es gewiß nicht. Aber dieser ganze, von allen Grazien und aller Phantasie verlassene, armselige Amüsierbetrieb hat etwas, wie soll ich sagen? – hat etwas so Barmherziges, daß man gar nicht böse sein kann.

[Sich freuen, ja, sogar „sich amüsieren“ ist eine Kunst, wie es eine Kunst ist, „zu leben“. Der, für den nicht „zu leben“, sondern „sich am Leben erhalten“ schon beinahe eine Kunst ist, der will vergessen und sich betäuben. Das ist für ihn „Amusement“, ja beinah „Freude“. Und wer kann ihm böß sein?]

Hinten, im Obstgarten, unter den blühenden Kirschbäumen, sitzen drei stille, kleine Japaner. Ist nicht in ihrem Vaterland das Fest der Kirschblüte ein großer nationaler und religiöser Feiertag? Begangen und gefeiert vom ganzen Volk, mit all den zarten und schönen Gebräuchen, Zeremonien, Festtänzen und Spielen uralter japanischer Tradition? Die drei Japaner halten sich ganz still und bescheiden, sie lächeln nicht und lachen nicht. Aber ich gäbe was drum, zu wissen, was sie denken!

Die veränderte Straße

Ich habe einen Hund geschenkt bekommen. Die erste Folge davon ist die, daß ich zwei Stunden früher aufstehen muß als sonst. Ich hätte wohl Zeit, auch manchmal Lust, noch länger liegen zu bleiben. Aber das geht nicht. „Peter“ muß doch heruntergelassen werden! Und so kommt es, daß ich plötzlich jeden Tag schon frühmorgens vor acht auf der Straße bin.

Was ist das? Das ist ja eine ganz andere Straße als die, die ich kenne! Die Sonne scheint so frisch und jugendlich, sticht und brennt nicht, sondern leuchtet. Sogar das junge Grün der Bäume sieht grüner aus als um die Mittagszeit. Und ganz andere Menschen sind unterwegs. Der Bolle-Wagen hält an der Ecke. Der Briefträger fängt mich vor der Haustür ab und freut sich, daß er die fünf Treppen nicht zu steigen braucht. Alle meine Nachbarn, die tagsüber nicht zu Hause sind und die ich sonst so selten sehe, sind jetzt auf der Straße, unterwegs zu ihrer Arbeit. Und auf der Terrasse des kleinen Cafés, auf der sonst mittags schon ein paar Bekannte sitzen, sitzt kein Mensch. Die Kellnerin, die sonst nur immer von einem Tisch zum andern läuft, hat sich hingesetzt und häkelt an einer Tischdecke.

Alles ist anders als sonst – nur weil ich zwei Stunden früher aufgestanden bin. – In der großen freien Natur, an der See oder im Gebirge, freut man sich immer darüber, wie sehr das Gesicht der ewig gleichen Landschaft sich ändert, je nach dem Wetter und der Tageszeit. Aber auch die Straßen der Großstadt ändern ihr Gesicht nicht nur nach der Jahres-, sogar nach der Tageszeit.

Ein Schaufenster

In der kleinen Straße, durch die ich fast jeden Tag gehen oder fahren muß, gibt es zwischen den Schaufenstern der Uhrmacher, Kolonialwarenhändler und Delikatessengeschäfte ein Schaufenster, in dem es keine Uhren, Konservendosen, Prager Schinken oder Leberwürste zu sehen gibt, – sondern Särge. Es ist das Schaufenster einer Sarghandlung, eines Beerdigungsinstituts.

Särge von allen Größen und Farben und in allen Preislagen gibt es da. Einfache braune Särge aus Tannenholz, für arme Leute, die nur so nebenbei gestorben sind, deren Tod nicht weiter von Wichtigkeit ist. Solide Särge aus Eichenholz für das wohlhabende Bürgertum. So stabil und dauerhaft, wie ein guter Familientisch. Und schwarz-polierete, feine Särge mit Metallbeschlägen aus echtem und aus falschem Silber. Särge für gewichtige Persönlichkeiten, deren Beerdigung ein feierliches Fest ist. Und kleine, ganz kleine, weiß gestrichene Särge für Kinder.

Sie stehen auf der Straße umher und in Reihen an der Wand, und die Kindersärge stehen auf einem Bretterbord. Zum Ausschauen! Für jeden etwas! Fertig zum Mitnehmen! Aber ich habe noch nicht gesehen, daß einer einen mitgenommen hat.

Ja, ich frage mich immer, wenn ich da vorbeikomme, – oder wenn auch nicht gerade immer, manchmal frag' ich mich: Wozu hat wohl eine Sarghandlung ein Schaufenster? Ob dadurch jemand zum Kaufen ermuntert wird? Ob jemand stehen bleibt und zu seiner Frau sagt: „Sieh mal! Hübscher Sarg! Wollen wir den nehmen?“ Ob jemand, wenn er das Schaufenster sieht, zu sich sagt: „Ei der Tausend! Gut, daß ich daran erinnert werde! Ich wollte ja Minna einen Sarg mitbringen!“ –? Ich glaube nicht! Ich glaube nicht, daß jemand kommt und sagt:

„Sie haben da so einen netten Sarg im Fenster. Nein, nicht den! Den braunen da! Ja, den! Wickeln Sie ihn, bitte, gut ein und schicken Sie ihn mir ins Hotel!“ Ich glaube nicht, daß das passiert.

Aber, wenn nicht, wozu hat dann das Sarggeschäft ein Schaufenster? Will es uns zurufen: „Memento mori!“ – Denke daran, daß du sterben wirst!

Die Leute, die vorübergehen, denken an ganz was anderes. Sie gehen in das Delikatessengeschäft und kaufen Prager Schinken oder Leberwurst. Für Särge hat kein Mensch Interesse.

Und wenn wirklich mal einer stehen bleibt und ernsthaft hineinsieht in das Fenster mit den Särgen – mit einem Blick, als wollte er sagen: „Da liegt es sich ganz gut! Wenn ich nur erst soweit wäre!“ – gerade der, der einzige, der vielleicht einen gebrauchen könnte, gerade der hat meistens nicht das Geld, sich einen Sarg zu kaufen.

Der Portier

Dienstboten und Hotelangestellte sind immer noch keine Roboter-Maschinen. Es sind immer noch lebendige Menschen. Das wissen wir alle und geben uns auch Mühe, so zu tun, als ob wir es wüßten. Aber angenehm ist es uns nicht. Lebendige Menschen funktionieren mal so, mal so und nicht wie Maschinen. Sie können mißmutig und traurig sein, sie können krank werden und sogar sterben. Und das alles gehört ja nicht in ein Hotel. Der Portier in dem kleinen Berghotel, in dem ich wohne, der säuft. Er trinkt so viel, daß man wirklich wohl sagen muß, er säuft. Er trinkt den Wein, der hier im Lande wächst, er trinkt auch Bier, besonders vormittags und früh am Morgen, aber lieber sind ihm Gin, Whisky und Eau de vie.

Ich kenne ihn schon vom vorigen Jahr. Aber damals war das noch nicht so deutlich. Jetzt muß man es merken, auch wenn man gar nicht will. Wenn man drüben im Dorf ins Restaurant geht, um eine Partie Billard zu spielen, dann ist er da und steht an der Theke. Er tut, als ob er uns nicht sähe, und geht auch bald weg. Aber wenn wir nachher die Dorfstraße entlang gehen, dann kommt er gerade aus der Kneipe, in der die italienischen Erdarbeiter, die die Waldstraße ausbessern, so viel Lärm machen. Er hat wohl gerade einen Gang zur Post. Und bei der Post ist auch ein Restaurant, das mit dem Orchesterion. Und wenn er Gäste von der Bahn abholt, da muß man manchmal lange warten, je nachdem wie früh man kommt. Und da ist dann das Bahnhofsrestaurant, zweiter Klasse, dritter Klasse, mit dem großen, braunen Eichenholz-Büfett. Er ist immer unterwegs. Oder er sitzt in seiner Kabuse unter der Treppe, hinter der Tür, die ein buntes Glasfenster hat. Wenn man ihm was sagen will, kommt er aus dieser Tür hervor. Er ist groß, und die Tür

ist klein und niedrig. Er muß sich bücken, wenn er hindurchgeht, und immer macht er die Tür schnell hinter sich zu. Mit ihm kommt eine Wolke von Fusel. Ich habe nie in seine Kabuse hineingesehen, aber es ist gar nicht anders möglich, als daß da viele leere Flaschen sind. Ich bilde mir ein, ich höre sie klappern hinter der kleinen Tür mit dem Glasfenster.

Er ist groß, und vor einem Jahre sah er noch ganz stattlich aus. Nun ist sein Gesicht so rot und fleckig, seine Nase ist immer feucht, und er schnüffelt und wischt an ihr herum, als ob er Schnupfen hätte. Sein Schnurrbart ist ein Hängeschnurrbart. Seine großen, schönen Augen sind ernst, wie Hundeaugen. Freundlich sieht er uns an. Er ist immer freundlich und still, als ob er um Entschuldigung bitten wollte, daß er – nun ja, daß das eben so ist mit den Flaschen und dem anderen all. Er spricht nur ungerne. Seine Stimme ist so heiser.

Wir sind auch ganz freundlich zu ihm. Niemand hat sich beschwert. O nein, so ist das nicht. Wir machen unsere Besorgungen selber. Auch der Wirt hat noch nichts gesagt.

Aber nun ist da wohl etwas passiert. Wir wissen nicht was. Es war nur plötzlich so unruhig mitten in der Nacht. Man hörte ein Gelaufe im ganzen Hotel, Stimmen und Geräusche. Es ist nicht mehr zu machen mit ihm, es geht nicht mehr. Man hat seiner Frau telegraphiert, sie soll ihn holen. Mit ihrem zerdrückten Sommerhut und ihrem Regenmantel steht sie schüchtern an der Treppe. Es ist kein Platz für sie hier im Hotel. Angestellt ist sie nicht, Gast ist sie auch nicht. Sie wartet nur, bis er fertig ist. Aber er muß sich noch verabschieden, es möchte noch vielleicht ein Trinkgeld dabei heraussehen. „Ich gehe nun weg“, sagt er. Ich tue erstaunt und sage: „Ach, Sie gehen weg?“ „Ja“, sagt er, „krank. Ich bin krank. Auf der Brust.“ Ernst und traurig sieht er mich an, ohne Hoffnung, daß ihm einer glauben könnte. „Auf

der Brust? Das tut mir aber leid. Da wünsch' ich recht gute Besserung. Gute Erholung! Ja – und auf Wiedersehen!“

Der Hotelier ist kein schlechter Mensch, er hat den kleinen Wagen anspannen lassen. Da sitzt nun der Portier in seinem kleinen, schwarzen Mäntelchen, einen Filzhut auf dem Kopf. Immer hatte er eine Mütze auf mit Goldstreifen und eine Portieruniform mit Goldstreifen. Da sitzt er nun in Zivil mit einem Pappkarton auf den Knien. Sehr unansehnlich sehen sie aus, er und seine Frau. Er sagt weiter nichts mehr. So still und klein sitzt er da, viel kleiner, als wir dachten. Es ist auch niemand mehr da zum Adieusagen. Ganz allein fahren sie ab. Ich will gehen und mir auch eine Flasche Kognak kaufen.

Ein böses Tier

Welches Tier spielt die größte Rolle im Leben eines Großstädters?

Nicht der Löwe im Zoo, nicht das Pferd, dem wir mehr und mehr nur noch im Automotor begegnen, nicht die Kuh, von der wir bloß noch die Butter sehen. Das Tier, das die größte Rolle im Leben eines Großstädters spielt, ist die Fliege. Nicht jeder hat einen Löwen, nicht jeder hat eine Kuh zu Hause, nicht einmal jeder hat einen Hund. Aber jeder hat eine, mindestens eine Fliege.

Trotzdem wissen wir wenig über Wesen, Charakter und Lebensgewohnheiten dieses unseres häufigsten Haustiers. Es ist so klein. Schwer zu beobachten. Und wir haben auch nicht viel Zeit. Man muß auch sagen, es ist ein sehr unbeliebtes Haustier. Ich kenne einen Mann, der hat eine saubere kleine Glatze. Auf diese Glatze will sich immer seine Fliege niedersetzen. Es ist ihr Lieblingsplätzchen. Dieser Mann mag über Fliegen nicht mal sprechen. Er wird ganz traurig, wenn er nur daran denkt. Er hat resigniert, er hat den Kampf um seine Glatze aufgegeben, er wird nicht einmal mehr wütend, er wird nur noch traurig. Und verstummt.

Andere wieder schimpfen herzhaft auf ihre Fliegen. Sie sagen, die Fliege sei frech, zudringlich, schmutzig, feige und dumm. Der Ärger spricht aus ihnen. Sie ärgern sich, weil ihre Fliegen ihnen überlegen sind. Sie können nichts mit ihren Fliegen, aber ihre Fliegen können sehr viel mit ihnen anfangen. Sie ärgern sich, weil die Fliege ein vom Menschen völlig unabhängiges, unbesiegt, wildes, eines der wildesten aller Tiere ist. Hunde und Katzen kann man dazu abrichten, sich gewissen menschlichen Gewohnheiten anzupassen. Andere Haustiere sind sogar nützlich, brauchbar, unentbehrlich! Die Fliege von allem das Gegenteil. Löwen kann man zähmen. Es gibt Ge-

fangene, die sich Mäuse und Ratten zähmen, sogar Flöhe kann man einexerzieren. Aber Fliegen? Sie tanzen dem Menschen buchstäblich auf der Nase herum. Das kann der Mensch nicht leiden. Der Beherrscher der Erde, der Sieger über die ganze Natur, – vor der Fliege wird er klein und lächerlich.

Sie nimmt Notiz von ihm, wenn es ihr und nicht, wenn es ihm paßt. Der Mensch ist ihr völlig gleichgültig. Höchstens könnte man vielleicht sagen, daß tote Menschen ihr lieber sind als lebendige. Ja, sie ist völlig herzlos. Sie hält sich für den Mittelpunkt der Welt und glaubt, daß alles, auch der Mensch, für sie und ihretwegen da ist. Und das kann der Mensch nicht vertragen, der seinerseits glaubt, daß alles für ihn und seinetwegen da und daß er der Mittelpunkt der Welt ist.

Nichts, gar nichts kann er mit einer Fliege machen, nicht einmal sprechen kann man mit ihr, nicht mal sie anbrüllen. Sie hört gar nicht hin. Nur totschiagen kann man sie. Und auch das gelingt meistens vorbei.

Angefüllt mit hilfloser Wut sitzen wir da, umgeben von unseren Fliegen, in unseren vier Wänden, die ihnen so viel wie uns gehören. Und nur ein Trost bleibt uns in unserer stummen, machtlosen Wut: daß wir die Fliegen (manchmal) überleben. Wenn es Winter wird, dann sterben sie. Und der Mensch, rachsüchtig, haßerfüllt und herzlos wie die Fliege selbst, betrachtet ihre grauen, vertrockneten, kleinen Leichen, unfähig etwas anderes zu denken als: „Sie ist tot!“

Zwischen den Beinen hindurch

Bei uns zu Hause auf dem flachen Land gab es einen kleinen Hügel. Er war vielleicht zwanzig – er schien uns tausend Meter hoch. Wir nannten ihn den „Berg“. Von da oben konnte man in unsere flache Ebene sehr weit hineinsehen. Und das taten wir auch. Aber da es immer dieselbe Landschaft war, die man von da oben sehen konnte, so wurde uns das bald langweilig. Dann drehten wir uns um, bückten uns und sahen zwischen unseren Beinen hindurch. Und dann sah alles ganz anders aus.

Das haben Sie auch gemacht? Gewiß! – Aber haben Sie auch so viel daraus gelernt wie ich?

Damals, als Junge, habe ich das nicht gemerkt. Viel später ist mir das aufgegangen: daß alles „ganz anders“ aussieht, wenn man es zwischen seinen Beinen hindurch – wenn man es von einem anderen Standpunkt, von einem anderen Gesichtspunkt aus ansieht.

Wie wäre es, wenn wir mal, wenn wir was nicht verstehen, wenn wir so ganz und gar anderer Meinung sind als unser bester Freund, wenn wir dann mal die Sache zwischen unseren Beinen hindurch ansähen?! Wenn wir uns mal auf den Kopf stellten?!

Das ist schwer? Ich weiß. Wir sind alt und steif und etwas korpulent geworden, und es fällt uns schwer, zwischen unseren Beinen hindurchzusehen.

Aber wie wäre es, wenn wir wenigstens versuchten, unseren Aussichtshügel von zwanzig Metern nicht für einen Berg von tausend zu halten?

Schlechtes Gewissen

„Suppenwagen“ nennen die Berliner Chauffeure jene uralten, nur noch in ganz wenigen Exemplaren umherhumpelnden Kraftdroschken (welch ein Wort!), die elektrisch betrieben werden. Ihr Kühler, der ein falscher Kühler ist, denn wozu braucht man einen Kühler, wenn man keinen Motor hat, ihr Kühler sieht aus wie ein Kindersarg auf Rädern. Sie haben, zum Unterschied von dem schwarz-weiß karierten Streifen „wirklicher“ Autodroschken, einen rot-weiß karierten Streifen um den Leib. Und sie holpern im Tempo einer alten Drehorgel langsam und mühsam durch die Straßen einem auch im besten Falle immer noch viel zu weit entfernten Ziel entgegen. Sie holpern sogar auf dem glattesten Asphalt. Wie sie und warum sie das machen, ist mir ein Rätsel, aber sie holpern. Wer Eile hat, vermeidet sie. Mit der Elektrischen und zweimal Umsteigen kommt er immer noch schneller nach Hause, als mit ihnen. Und billiger. Ich habe immer Eile, wie jeder Berliner, wenn er irgendwohin will. Wenn wir erst da sind, wo wir hin wollten, stellt sich meistens heraus, daß die Eile sich gar nicht gelohnt hat. Wir hätten ebensogut zu Fuß gehen oder ganz zu Hause bleiben können. Wir hätten wirklich nicht viel versäumt. Aber was nützt uns das? Wir haben nun mal Eile, das ist das rasende Tempo unserer Zeit. Ich habe also Eile. Allein, an der Ecke, an der ich zwar nicht wohne, aber so oft in ein Auto steige, an dieser Ecke steht wieder und wieder als Erster in der Reihe ein „Suppenwagen“. Stundenlang steht er da. Wenn ich nachmittags vorbeikomme, steht er da, wenn ich abends ein Auto nehmen will, steht er noch da. Niemand will ihn.

Der Chauffeur ist ein alter Mann, ein alter Herr – müßte man sagen. Wie ein sehr alter Landgeistlicher aus ver-

schollenen Tagen, aus den Tagen meines Vaters sieht er aus, wie ein Hofprediger, vielleicht auch wie ein Hofschauspieler. Auch ein Gelehrter könnte er sein, ein Gelehrter aus einem Film. Jedenfalls sieht er sehr ernst aus. Alt. Und müde. Da sitzt er nun in seinem Suppenwagen, der zwar nicht so alt ist wie er selbst, aber doch sehr alt, und wartet auf Fahrgäste, die nicht kommen wollen. Jeder nimmt einen von den anderen Wagen, den zweiten, den dritten. Ihn nimmt keiner.

Und ich? Ich habe doch Eile! Ich kann ihn auch nicht nehmen. Hin und wieder habe ich ihn schon genommen und bin dann langsam und mühselig mit ihm nach Hause gehumpelt – alle Autos fahren vorbei, Elektrische fahren vorbei – es dauerte eine Ewigkeit. Aber immer *kann* ich ihn nicht nehmen, ich habe es manchmal wirklich eilig. Dann nehme ich den zweiten, den Wagen, der hinter ihm steht. Wenn wir dann an ihm vorbeifahren – ich mag gar nicht hinsehen, aber manchmal sehe ich doch zu ihm hinüber –, dann sieht er uns an, er dreht kaum den Kopf, aber er sieht uns an: den Chauffeur und seinen Wagen, der hinter ihm gestanden hat und gar nicht an der Reihe war und nun doch wieder einen Fahrgast bekommen hat – und er hat noch immer keinen. Und auch mich sieht er an, ganz ruhig, gar nicht böse, er schimpft auch nicht, er ist das schon gewöhnt, er sieht bloß zu uns herüber und schweigt und wartet weiter. Und ich habe ein schlechtes Gewissen...

Sommerfrische zu Hause

Im Sommer in die Sommerfrische? Aber selbstverständlich! Wenn man kann. Das heißt: wenn man die Zeit und das Geld dazu hat.

Mein Freund Fritz hat weder die Zeit noch das Geld. Urlaub macht er nicht. Aber den ganzen Sommer über macht er alle acht Tage „Weekend“. Das geht so: Von Sonnabend mittag um 2 bis Montag morgen um 8 lebt er auf seinem Balkon. Bekleidet mit nichts oder mit einem Bademantel. Umgeben von spärlichen Blumenkästen, viel Himmel, viel Selterwasser und etwas Moselwein, der, wenn es kalt ist, durch Kognak ersetzt wird. Wenn es regnet, ist ein Zeltdach da, wenn die Sonne scheint, wird das Zeltdach weggemacht. Das Telephon ist abgestellt, und die Türklingel wird nicht beachtet. Fritz ist einfach „nicht zu Hause“. Das ist sein Weekend und seine Sommerfrische. Und weil er so braun ist, wie ein blasser Neger, fragen ihn alle Leute, wo er den Sommer über gewesen sei? „Im Süden“, sagt Fritz und lügt nicht mal, denn sein Balkon geht wirklich nach Süden.

Artur dagegen hat wohl Zeit für eine Sommerfrische, aber auch eine Frau und wenig Geld. Für beide langt es nicht. Als rührender Gatte schickt er seine „liebe Frau“, wenn er Urlaub hat, für vierzehn Tage in die Sommerfrische. Nach Buckow oder Freienwalde oder seltsam geheimnisvollen Orten zwischen Ahlbeck und Rügenwalde, von denen er sagt, daß sie „da oben an der Ostsee“ lägen. Kostet für 14 Tage mit Hin- und Rückfahrt im großen und ganzen hundert Mark. Er, der rührende Gatte, bleibt allein zu Hause. Und nun denken Sie, während der 14 Tage, in denen die Frau nicht da ist, geht er „fremd“? Im Gegenteil. Er ist so froh, mal 14 Tage keine Frau zu haben. Sie haben keine Ahnung, *wie*

froh der ist! Er ist allein – und das ist seine Sommerfrische.

Ralf und Edith sind jung verheiratet. Deren Sommerfrische besteht in der Hauptsache darin, daß sie das Dienstmädchen nach Hause schicken. Dann bleiben sie so lange im Bett, wie's ihnen Spaß macht, während er sonst doch immer um 7 Uhr aufstehen muß. Einer – das tun sie abwechselnd – macht das Frühstück fertig und bringt es ans Bett: Kaffee, Schokolade, frische Brötchen, Eier im Glas, Honig, Butter, Käse, frische Tomaten und etwas Obst – es ist wie im allerbesten Hotel. Dann bleiben sie erst mal noch ein bißchen liegen. Und wenn sie endlich gebadet haben, machen sie sich fein und gehen aus und tun so, als ob sie fremd und zu Besuch in Berlin wären. Sie gehen zum Beispiel ins Kaiser-Friedrich-Museum – und das ist für einen Berliner doch wirklich beinahe so, als wäre er in Florenz oder im Louvre, jedenfalls ganz in der Fremde. Sie sitzen vor einem Café und wundern sich über den Berliner Verkehr, manchmal wundern sie sich, weil er so groß, und manchmal, weil er so klein und bescheiden ist, immer aber gibt es was zu wundern. Sie gehen „auswärts“ essen oder sie kaufen zusammen was ein und machen zu Hause Picknick mit Sachen, die es sonst bei ihnen nicht gibt. Sie fahren auch mal an den Wannsee. Meist aber sind sie zu Hause, allein zu zweien, ohne Mädchen, ohne Arbeit und ohne Besuch. Und das ist ihre Sommerfrische.

Man braucht nicht zu verreisen in die Sommerfrische, man kann zu Hause Sommerfrische machen. Aber eines darf man nicht vergessen: Das Telephon muß abgestellt werden, die Türklingel darf man nicht beachten, und wenn es besonders schön und erholsam sein soll, dann muß auch das Radio gerade kaputt sein.

Erbsen auspuhlen

Können Sie Erbsen (auf deutsch: Schoten) auspuhlen oder, wie man in Westfalen sagt, ausdöppen? Natürlich können Sie das. Das kann jeder. Aber haben Sie's schon mal gemacht? Ich muß das machen.

Ich habe zwar keinen eigenen Haushalt, ich bin keine Hausfrau und nicht mal Hausherr, geschweige denn Familienvater. Ich bin ein einfacher Junggeselle. Aber jetzt muß ich alle acht Tage Erbsen auspuhlen. Alle acht Tage mach' ich nämlich „Weekend“ im Weekendhäuschen meines Freundes Friedrich, genannt Fritz.

Raum ist in der kleinsten Hütte, aber sehr viel Raum ist in *dieser* Hütte nicht. Jedenfalls nicht *so* viel Raum, daß man auch das Dienstmädchen, welches aber jetzt „Hausangestellte“ heißt, mit hinausnehmen könnte. Frau Fritz muß selber kochen. Aber unser aller Dienstmädchen will sie, mit Recht, nicht sein. Wir müssen alle mithelfen. Und so kommt es, daß ich, ein bescheidener alter Junggeselle, vormittags, wenn die Sonne scheint, im Garten, wenn es regnet, auf der Veranda sitze und Erbsen auspuhle. Es ist Sonntag, Fritzens haben Gäste, wir werden mittags sechs Personen sein. Das bedeutet, da wir vegetarisch ernährt werden, zehn oder zwölf Pfund Erbsen. Es können auch fünfzehn oder bloß fünf Pfund gewesen sein, mir schien es ein Zentner.

So draußen sitzen und Erbsen auspuhlen ist ja eigentlich ganz hübsch. Aber es geht so langsam! Mein Gott, wie langsam geht das! Ich gucke auf meine hochvornehme Armbanduhr. Ich brauche für ein Pfund Erbsen zehn bis fünfzehn Minuten. Zehn Pfund Erbsen? Zwei bis zweieinhalb Stunden!

Nun bin ich gewiß kein Meister im Erbsen auspuhlen und werde auch keiner werden. Was ich da mache, macht eine Köchin, eine Hausfrau, ein Dienstmädchen

in der Hälfte, in einem Viertel der Zeit, die ich brauche. Trotzdem – ich hätte nie gedacht, daß eine kleine Portion, daß *ein* Teller voll Erbsen *so* viel Arbeit macht. Da hab' ich was gelernt! Da habe ich gelernt, wieviel Arbeit in einem einfachen Mittagessen steckt, das man in fünf, in zehn, in zwanzig Minuten herunter ißt. Einkaufen, fertigmachen, vorbereiten, kochen – das dauert einen ganzen Vormittag. Und dann setzen wir uns hin und – husch, husch – ist alles verschwunden und aufgegessen, und Mama muß an das Abendessen denken. Mein Gott, was für eine Unsumme von Arbeit steckt (das hab' ich durch die Erbsen gelernt) in einem ganz einfachen Haushalt! Und es ist im Grunde eine schreckliche Art von Arbeit, es ist der Kampf mit dem Nichts, der Kampf mit der Vergänglichkeit. Man muß einkaufen, kochen, zubereiten – und eine halbe Stunde später ist alles verschwunden, ratzekahl aufgegessen. Und ein paar Stunden später sind die eben gesättigten Mäuler und Mäulchen schon wieder hungrig. Man muß Staub wischen, schrubbern, bürsten, reinemachen. Und morgen ist wieder alles voll Staub und Dreck und Schmutz. Man muß Strümpfe stopfen – damit sie eine Woche später wieder genau so zerrissen sind. Man muß was zubereiten, was aufgegessen wird, man muß was waschen, was wieder schmutzig wird, man muß was heilmachen, was wieder zerrissen wird. Ewige Arbeit ohne irgendein bleibendes Resultat. Ewiger Kampf gegen das Nichts, gegen die Vergänglichkeit. Und dann sagt der Mann, der Hausherr, der Familienvater: „Wer sorgt denn für alles? Wer arbeitet? Wer verdient? Wenn ich nicht wäre...“

Ich bin ganz froh, daß ich Erbsen auspahlen muß. Ich habe viel gelernt. Arbeit mag nun ein Fluch oder mag ein Segen sein (aus der Bibel kann man das nicht genau feststellen), – aber die Arbeit der Hausfrau, der „Hausangestellten“ ist eine der schwersten, der schrecklichsten,

die Gott und die Menschen erfunden haben. Immer Arbeit, jeden Tag Arbeit – und nie ein bleibendes Resultat. Das Faß der Danaiden. Immer hineinschöpfen und immer fließt es unten heraus. Nie bleibt was. Nie ein Resultat. Das ist die Arbeit derer, die fürs Essen, für die Wäsche, für den Haushalt sorgen.

Der sogenannte „Kampf ums Dasein“, der Kampf im Geschäftsleben, der Wettbewerb, der Kampf mit der Konkurrenz, der Kampf des Mannes ist gewiß nicht leicht. (Weshalb, weshalb, weshalb muß es ein Kampf sein? Da ist doch gewiß etwas nicht in Ordnung in unserer, ach, so zivilisierten Gesellschaft!) Aber der Kampf gegen das Nichts, der Kampf gegen die Vergänglichkeit, der tägliche Kampf der Hausfrau und Mutter, der Kampf der „Hausangestellten“ (die nicht einmal mit dem Herzen, dem Hausfrauen- oder Mutterherzen, dabei sein können), *dieser* Kampf ist doch wohl einer der schwersten von allen.

Erbsen auspahlen? Man kann da allerhand lernen!

Tiere und Menschen im Zoo!

„Das gefährlichste Tier“, sagte unser alter Lateinlehrer Wiedfeld, genannt „Schlons“, „das gefährlichste Tier ist nicht der Löwe, sondern das Lama. Es beißt zwar nicht, aber es spuckt!“ Und dann erzählte er uns eine Geschichte aus seiner Jugend, von einer kleinen Wandermenagerie. Da war an dem Käfig oder dem Stall des Lamas ein Schildchen angebracht, auf dem stand geschrieben: Achtung! Dies Tier ist nicht zu trauen es spuckt die direkt-zion!



Nun warte ich immer, ob das Lama im Zoo nicht mal spuckt? Es kommt aus seinem Stall und läuft mit hochgehobenen Kopf auf uns zu. Es legt die Ohren zurück und zeigt die Zähne und sieht ganz so aus, als ob es wirklich spucken wollte –, und wir treten respektvoll ein paar Schritte zurück. Aber es spuckt nicht. Es sieht nur unsagbar hochmütig auf uns herab und wendet uns den Rücken. Es ist ein sonderbares Tier. Wenn man es jemand beschreiben wollte, der es noch nicht gesehen hat, so

müßte man sagen: Es sieht aus wie eine hochbeinige dünne, alte Kommode, über die man eine dicke, wollige Sofadecke gehängt hat. An der schmalen Seite hat die Kommode einen langen Hals und ein süffisantes Gesicht. Halb Ziege, halb Giraffe. Die Kommode wandelt vor dem Gitter hin und her und sieht verächtlich auf uns herab. Wir fühlen uns geniert und gehen zu den Kamelelen. „Du bist ein Kamel!“ sagen die Leute und lachen. Sie haben keine Augen. Sie sehen nicht, daß dies Tier eines der schönsten ist, die auf Gottes Erdboden herumlaufen. Ich will nicht von den Abenden in der Sahara reden, wenn die letzte Karawane am Horizont hinzieht, über die Wüstendünen hinauf und hinab, wie ein Flug von seltsamen Riesenvögeln. Nein, auch diese hier nach dem kalten und grauen Europa verschlagenen frierenden Kamele sind von einer menschenfernen, wilden Schönheit. Dies große Auge, wie blickt es erschrocken, unnahbar und einsam!



„Gott, was für'n häßliches Tier!“ sagt Frau Raffke hinter mir. Frau Raffke wiegt zwei und einen halben Zentner und sieht dem Kamel gar nicht ähnlich. Aber gar nicht! Das Kamel sieht Frau Raffke an. Und sieht mich an. Und denkt wahrscheinlich: *So* sehen die Menschen aus? Da gehe ich lieber weiter. Zu dem Seelöwen und dem Seehund. Sie haben ein und dasselbe Bassin. Aber es ist

durch ein eisernes Gitter in zwei Teile geteilt. In dem kleinen wohnt der Seehund, in dem großen der Seelöwe. Der Seehund heißt „Kegelrobbe“ und ist aus Stolpmünde. Der Seelöwe hat gar keinen Namen und ist aus Kalifornien.

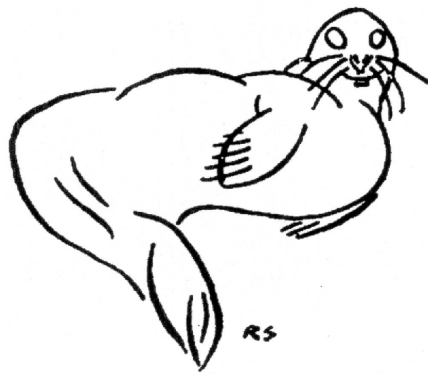


Der Seehund ist ein sanftes und friedliches Tier, das uns an unseren Schultornister erinnert. Der Seelöwe ist Akrobat. Wir kennen ihn aus dem Zirkus.

Ob die beiden sich verständigen können? Der aus Stolpmünde und der aus Kalifornien? Der Seehund möchte es gern. Er liegt ganz dicht vor dem eisernen Gitter und schaut zu dem Nachbar hinüber. Dann gleitet er ins Wasser und versucht, unter Wasser unter dem Gitter hindurchzuschwimmen. Aber das böse Gitter reicht auch unters Wasser. Er taucht wieder auf und sieht hinüber. Er hält seine kleine Flosse an die eisernen Stäbe gepreßt, wie ein Kind, das durch das Gittertor in den schönen Park der reichen Leute sieht. Er versucht, die grausamen Stäbe beiseite zu schieben. „Guck mal! Er spielt Harfe“ sagen die grausamen Menschen.

Viele Wochen ist er schon hier; viele Wochen schon kennt er dies Gitter. Und wieder, immer wieder kommt er und versucht, es beiseite zu schieben. Weshalb wohl

will er hinüber? Liebt er den Seelöwen? Oder nur das größere Bassin? Oder glaubt er, dort etwas zu essen zu finden? Der Seelöwe sieht ihn gar nicht an. Er liegt tagaus, tagein auf demselben Fleck und sieht zu der Tür hinüber, durch die der Wärter kommt, der die Fische bringt. Der Wärter kommt um sieben Uhr abends. Der Seelöwe schreit und schimpft und bellt mit seiner herrlichen heiseren Stimme. Er will nicht glauben, daß es noch nicht sieben, daß nicht immer sieben ist. Die Leute reden auf ihn ein: er soll ins Wasser gehen. „Geh doch!“ sagen sie.



Aber er kümmert sich gar nicht um sie. Er hat nur Sinn für die Tür, durch die der Wärter kommen muß. Nun ist es sieben. Der Wärter kommt und bringt die Fische. Fünf Minuten lang ist das herrliche Tier ein Wasserakrobat. Er stürzt sich in das Bassin mit der Wucht einer Dreizentnermine. Das Wasser wogt über die Ränder des Bassins. Schreiend hebt er sich aus den Wellen, fängt die geworfenen Fische in der Luft, wirft sich auf den Rücken, stößt wie ein Geschoß unter Wasser, schleudert sich herum wie ein Akrobat am Trapez und

schnell schon wieder schreiend und bellend aus der Tiefe empor.

Fünf Minuten lang gibt es Fische. Fünf Minuten lang schreit, schwimmt, fliegt er in seinem Bassin umher. Dann geht der Wärter, und die Tür fällt ins Schloß. Noch ist das Wasser nicht wieder zur Ruhe gekommen. Aber der Seelöwe liegt schon auf seinem Fleck und sieht zu der Tür hinüber, durch die am andern Tag um sieben Uhr der Wärter kommen wird, der die Fische bringt. Er schreit und bellt und sieht hinüber und will nicht glauben, daß es noch nicht sieben, daß nicht immer sieben ist.

Die Menschen sehen auf die Uhr. „Mein Gott, schon nach sieben?“ Eilig laufen sie weg. Sie haben um sieben eine Verabredung.

Zeichnungen von Renée Sintenis

Weihnachten unterwegs

Weihnachten habe ich gefeiert – zu Hause – und immer wieder zu Hause. Im Felde. Im Krankenhaus. In einer kleinen Kneipe dritten Ranges in Berlin am Halleschen Tor. Und einmal auf einem Bahnhof, einem sogenannten Knotenpunkt, im Wartesaal dritter Klasse.

Wer ist denn am Weihnachtsabend unterwegs? Niemand, der's nicht nötig hat. Ein paar an ein Krankenoder Totenbett oder sonstwohin eilig gerufene Leute. Ein paar, die so wenig ein „zu Hause“ haben, daß sie gar nicht wissen, daß heut grade Weihnachten ist. Und die, und das sind die meisten, die nicht mehr rechtzeitig dahin gekommen sind, wo sie hin wollten, um Weihnachten zu feiern. Die sind ärgerlich, betrübt, verzweifelt. Und so kommt es, daß sie alle, die sich hier im Wartesaal so zufällig versammelt haben, die, die unterwegs sind, weil sie Weihnachten feiern wollten, und die, die unterwegs sind, weil sie nicht Weihnachten feiern können, daß sie alle ganz und gar nicht in Weihnachtsstimmung sind.

Aber auf dem Eichenbüfett mit den vielen Flaschen und Gläsern steht heute doch ein Weihnachtsbaum. Er ist mit Flitterkram, Glaskugeln, Engeln und Marzipanradieschen behängt, so daß man kaum noch sieht, daß er einmal eine einfache grüne Tanne war. Seine Lichter sind keine Lichter, sondern elektrische kleine Birnen in Lichterform. Und er steht auf einer Spieldose und dreht sich im Kreise. Aber er ist doch ein Weihnachtsbaum. Ich habe noch ganz andere Weihnachtsbäume erlebt. Einer, in Afrika, bestand aus einem Kaktus. Einer, im Felde, war ein Besenstrunk mit grünen Papierstückchen. Aber Weihnachtsbaum ist Weihnachtsbaum.

Die Spieldose dreht sich im Kreise und klimpert: „Stille Nacht, heilige Nacht“. Und der Oberkellner teilt

uns mit, daß heute Heiliger Abend ist. Aber das wußten wir schon. Der eine oder andere bestellt zur Feier des Tages einen Grog oder einen Glühwein. Wir sehen zum Weihnachtsbaum hinüber, der sich im Kreise dreht. – Und das ist alles.

Da sitzt eine Frau mit einem kleinen Kind. Da sitzt eine junge Frau, ein Mädchen mit einem alten Mann. Da sitzen zwei, drei, vier einzelne Männer. Ich bin der Fünfte. Keiner spricht mit dem andern. Jeder sitzt allein und hat seine Gedanken für sich allein. Was mögen das für Gedanken sein?

Und dann kommt der Bahnsteigschaffner und ruft den nächsten Zug aus. Und mit ihm kommt eine Welle von kalter, klarer Winterluft durch die Tür herein. Da draußen ist auch Weihnachtsabend. Mehr als hier drinnen.

Silvesterabend in Westfalen

Lebe! Liebe! Trinke! Schwärme!
Und erfreue Dich mit mir.
Härme Dich, wenn ich mich härme,
Und sei wieder froh mit mir!

Das ist unser Silvesterlied. Ein Rundgesang. Gesungen am Silvesterabend, kurz vor Mitternacht. Denn Silvester wird bei uns nach einem alten, alten Ritus gefeiert, von dem niemand recht weiß, wie er zustande gekommen ist, an dem aber nie etwas geändert werden darf.

„Bei uns“ – das ist ein Pastorshaus auf dem Lande in Westfalen. Und mit dem Silvesterabend ist es wie mit dem Kuchen, zu dem man „sieben Sachen“ braucht. Zu einem richtigen Silvesterabend gehören auch „sieben Sachen“. Vor allen Dingen gehört ein richtiger Winterabend dazu. Es muß Schnee liegen, und es muß frieren! Damit der Schnee unter den Schuhen der Kirchgänger knirscht, die mit ihren Stallaternen zum Abendgottesdienst in die uralte, kleine Dorfkirche pilgern, von der wir alle mit Stolz erzählen, daß sie älter ist als der Kölner Dom. Ja, Schnee muß liegen! Und ein offenes Feuer muß da sein! Im Kamin oder auf dem Herd in der Deele. (So heißt hier die „Diele“.) Und „Eiskuchen“ muß es geben, und eine „Füertangenbowle“. Und der Weihnachtsbaum muß dabei sein! Und das Silvesterlied: „Lebe! Liebe!“ Und die Glocken der kleinen Dorfkirche müssen läuten.

Der Teig für die „Eiskuchen“ ist schon am Vormittag geknetet. Das gab dem ganzen Tag schon was Besonderes. Und nun, nach dem Abendessen, setzt sich Mutter mit ihrem großen Teigtopf an den Kamin und legt die Eisen ins Feuer, von denen diese „Eiskuchen“ ihren Namen haben. Es sind uralte, runde Waffeleisen, auf de-

nen ein Ritter zu sehen ist, mit seiner Rittersfrau. Oder auch ein Engel, oder ein Hahn.

Und währenddessen werden die Lichter des Weihnachtsbaumes angezündet. Zum letztenmal!

Zuerst strahlt er in voller Glorie wie am Weihnachtsabend selbst. Es ist ein großer Baum. Vom Boden bis zur Decke des Zimmers. Einhundertundein Wachskerzen brennen an ihm. Eine Fülle von Licht und Wärme ist im Zimmer. – Aber, ach, ein Leben, das so verschwenderisch Licht und Wärme um sich strahlt, kann ja nicht lange dauern. Schon zittern die ersten Lichtlein – und verlöschen. Eins nach dem andern flammt auf, noch einmal auf – und verlöscht. Immer dunkler wird es. Noch zehn, noch fünf, noch drei Lichtlein leuchten. Zuletzt brennt nur noch das eine ganz unten am Boden. Seine tapfere kleine Flamme flackert im Todeskampf und wirft die Schatten der Tannenzweige gespenstisch groß an die weiße Decke. Es flackert noch einmal auf – und verlischt. Ganz dunkel ist es im Zimmer und still. Wir rühren uns alle nicht, bis Vater den Gruß gesprochen hat, den in diesem Augenblick des Abschieds der Älteste der Familie sprechen muß: „Auf Wiedersehen!“

Nun aber: zur „Füertangenbowl“! In einem großen, eisernen Topf werden drei oder vier oder fünf Flaschen Rotwein gewärmt. Dazu die Schale einer halben Zitrone und eine kleine Stange Kaneel! Über den Topf wird die blitzblank gescheuerte Feuerzange (Füertange) gelegt, auf die Zange ein paar große, von einem Zuckerhut abgebrochene Stücke Zucker. Dies künstliche Bauwerk wird vorsichtig mit dem köstlichsten Jamaikarum oder Arrac begossen, den man auftreiben konnte, und – angezündet.

Nun sieht es aus, als wären wir alle auf einmal Hexen und Zauberer, die einen geheimnisvollen Zaubersaft brauen. Es ist ja noch immer ganz dunkel im Zimmer, seit das letzte Licht des Weihnachtsbaums erlosch. Der Rum brennt mit geisterhaft bläulicher Flamme. Der

Zucker siedet und beginnt zu schmelzen: schwere Feuertröpfchen zischen zum Rotwein hinab. Bläuliche Feuer-
schlangen huschen über den dampfenden Wein, züngeln
an den Wänden des eisernen Topfes hinauf und hinab
und zu dem rotbrennenden Zucker empor. Es wird wirk-
lich ein Zaubertrank.

Nun sind auch die „Eiserkuchen“ fertig. Goldgelb und
braun.

Und nun ist es halb zwölf. Die Zeit des Rundgesanges!
Wir sitzen in einem großen Kreis um den Tisch herum,
jeder hält sein volles Glas in der Hand, und Vater
beginnt. „Liebe!“ sagt er, und dabei klingt sein Glas leise
an Mutters Glas an. „Lebe!“ sagt sie und gibt den Klang
mit ihrem Glase dem Glas des neben ihr Sitzenden wei-
ter. Und nun fallen wir alle ein: „Trinke! Schwärme!
Und erfreue Dich mit mir! Härme Dich, wenn ich mich
härme! Und sei wieder froh mit mir!“ Und mit jedem
Wort wandert der Gläserklang weiter um den Tisch her-
um. Der aber, dessen Glas bei dem letzten Wort erklingt,
wird nun folgendermaßen angesungen:

Relativae: qui, quae, quod.

Qui – dat sünd wi!

Quae – dat is se!

Quod: dat is de Pott,

Den de utsupen mott.

Und nun muß er aufstehen und sein Glas austrinken.
Der Rundgesang aber beginnt von neuem: „Lebe! Liebe!
Trinke! Schwärme!“ Bis jeder „dran“ gewesen ist und
sein Glas geleert hat.

Und nun ist es zwölf!

Wir öffnen die Fenster. Kalt strömt die Winternacht her-
ein. Die Sterne stehen am Himmel. Und von der kleinen
Dorfkirche, die älter ist als der Kölner Dom, klingen die
Glocken herüber.

Wenn der Mistral weht... Silvesterabend in Marseille

Marseille, 1. Januar.

Silvesterabend? Das bedeutet doch Winter, nicht wahr? Es muß kalt sein draußen und drinnen warm. Frost muß sein, und Schnee muß liegen. Und man muß was Heißes trinken, Grog oder Punsch oder Feuerzangenbowle, ein nordisches, ein heißes Wintergetränk. Und wenn man um zwölf die Fenster aufmacht, um die zwölf bedeutungsvollen Glockenschläge vom Kirchturm her zu hören, dann muß die winterkalte Nachtluft hereinströmen, und die hellen Sterne am Himmel müssen zittern in der Kälte – wie wir.

Aber wie soll man in Marseille Silvester feiern?

Es ist auch in Marseille nicht gerade warm im Dezember. Der „Mistral“ weht. Der böse, kalte Nordwind, der von den Bergen herunter das Rhonetal abwärtsstürzt, kalt und böse.

Die Marseiller sind komische Leute. Jedes Jahr weht der Mistral, jedes Jahr, seitdem die Erde so ist, wie sie ist. Der Mistral ist älter als ganz Marseille. Jedes Jahr kommt er im Winter und weht und beißt und ist böse. Aber die Marseiller wollen es nicht glauben. Sie leben „im Süden“ – basta. Im Süden ist es warm. Im Süden hat es warm zu sein. Sie tun so, als ob der Mistral gar nicht existierte. Sie denken nicht daran, ihre Wohnungen, ihre Zimmer, ihre Öfen auf den Mistral einzurichten. Sie sind in jedem Jahr aufs neue entrüstet und erstaunt, wenn der Mistral beginnt. Und sie gehen hin und kaufen sich Petroleumöfen.

Mit ihrem kleinen Petroleumofen unterm Arm gehen die Marseiller, Mantelkragen hochgeklappt, entrüstet und zufrieden nach Hause.

Aber trotz Mistral und Petroleumofens: einen richtigen Winter mit Frost und Schnee gibt es hier nicht. Es ist bloß „schlechtes Wetter“ hier, aber kein Winter, kein „Silvester“.

In der kleinen Matrosenkneipe schreit und brummt das Orchestron. Es ist, wie es jeden Abend ist: die schlanken Neger, kleinen Japaner, blonden Norweger und die dazugehörigen internationalen Bräute trinken und tanzen wie jeden Tag. Es gibt hier Whisky und Gin und bescheidenen Rotwein, und wenn man wollte, könnte man sich wohl einen Grog zusammensammeln. Aber warum? Was soll hier Grog?

Ich gehe hinaus auf die Straße, die man aus so zahlreichen Hafenfeuilletons kennt. Es ist gar nichts los mit dieser Straße: Sie ist durchaus nicht so aufregend und gefährlich, wie die Feuilletons, die in fünfzehn Sprachen über sie geschrieben werden. Klipp und klar gesagt: es ist eine Bordellstraße. Also eine ganz bürgerliche Geschäftsstraße, wie andere Straßen auch, nur daß hier etwas anderes verkauft wird als Schuhe und Petroleumöfen.

Unten liegt das Meer, nicht das ganze Meer, nur ein Teil davon: der Hafen. Hafenwasser ist schmutzig. Die Straße ist auch schmutzig. Und da laufe ich nun entlang und denke an Winter, Frost, Schnee, an Silvesterabend und an zu Hause, – so ganz dumm und sentimental, wie es in den süßlichen Kitschromanen steht.

„Süßlich“ ist unangenehm, weil es nie echt ist. Aber das verachtete „Sentimental“ kann echt und unecht sein. Waren oder sind vielleicht Verlaine oder Mörike nicht sentimental? Und unsere besonders frechen, kessen Dichter: Villon und Rimbaud und heutzutage Brecht – sind die vielleicht nicht sentimental? Sentimental heißt empfindsam, gefühlvoll. Sind Sie schon mal einem gefühllosen Dichter begegnet? Sentimentalität ist manchmal nur eine Begabungsfrage. Die Schwachen, Schwachbegabten, die sich und anderen immer mißtrauen, sie

sind es, die solche Angst davor haben, sentimental zu sein. Ich bin zwar auch nicht sehr begabt. Aber sentimental bin ich doch manchmal.

Die Kirchenglocken läuten nicht. Es ist nicht Winter und es liegt kein Schnee. Aber da tutet ein Dampfer, der losfahren will in die nicht kalte und nicht warme, unsentimentale, langweilige, alte Nacht hinaus. Und nun bin ich „sentimental“ und denke an zu Hause und denke: Wo fährt der wohl hin, der verrostete alte Dampfer, und wer ist da wohl an Bord? Segeln in ein neues Jahr hinein, wie wir alle, und wissen nicht, wohin es sie führen wird, wie wir alle es nicht wissen? Und wer denkt nun jetzt am Silvesterabend an die, die da an Bord sind? Und wer denkt an mich? Und an wen denke ich?

Und nun ist doch so etwas wie Silvesterabend hier in dem schönen, dummen, gar nicht silvestermäßigen Marseille.

Meine Großmutter hatte einen Sohn auf See. Er war tot, auf See mit seinem Schiff verbrannt. Aber das wußte sie nicht. Sie stellte jeden Abend ein Licht... aber ich glaube, das habe ich schon mal erzählt?

Fußballspiel zur Ehre Gottes

Staat und Kirche sind in Frankreich getrennt, das weiß man. Es gibt keine „Kirchen-Steuer“. Die Kirche muß für sich selber sorgen. Und das tut sie. Sie ist in Frankreich (es handelt sich in Frankreich um die katholische Kirche) viel eifriger und lebendiger als anderswo. Nicht nur viele Kirchen, auch viele christliche, kirchliche Hospitäler, Waisenhäuser, Schulen gibt es in Frankreich. Die Kirche kämpft um ihre Existenz, um ihr Brot und um ihre Seelen.

Da kommt mir in St. Jean de Luz (Süd-West-Frankreich, nahe der spanischen Grenze, am Atlantischen Ozean) am Strande eine Kompagnie Waisenkinder entgegen, neun-, zehn-, zwölfjährige Jungens, in sauberen Uniformen. Sie gehen zu zweit in langer Reihe. Eine alte Nonne, mit vielen Unterröcken bekleidet, eine Brille auf der Nase, marschiert nebenher. Arme Waisenkinder!

Eine Stunde später sehe ich sie wieder. Auf einem Fußballplatz. Sie spielen Fußball. Von weither schon hört man ihren fröhlichen Lärm. Sie haben zwei „Mannschaften“ aufgestellt. Bei einem richtigen Fußballspiel gibt es auf jeder Seite elf, im ganzen zweiundzwanzig Spieler. Hier sind auf jeder Seite zweiundzwanzig, im ganzen vierundvierzig, vielleicht auch fünfzig Spieler. Und jeder Fußballkünstler zum Trotz laufen immer alle fünfzig Fußballspieler zugleich hinter dem Ball her. Es ist mehr ein mit Ringkämpfen verbundenes Wettrennen als ein regelrechtes Fußballspiel.

Aber sie haben wie die richtigen Fußballspieler einen richtigen „Schiedsrichter“ mit einer richtigen Trillerpfeife. Dieser Schiedsrichter ist die ehrwürdige, alte Nonne mit der Brille auf der Nase. Nie habe ich einen begeisterteren Schiedsrichter gesehen.

Sie steht mitten auf dem Fußballfeld, hat ihre Brille auf die Stirn geschoben, und wartet auf den Ball. Sobald der Ball in ihre Nähe kommt, tut sie etwas, was kein Schiedsrichter tun darf, – sie spielt mit! Mit fliegenden Röcken, mit völlig verschobener Nonnenhaube, läuft sie hinter dem Fußball her, schreit und schimpft, wie die Jungen, und versucht mit ihren großen, bäurischen Nonnen-Schuhen dem Fußball einen Tritt zu versetzen. Wenn einer der Jungen schneller ist als sie (und alle sind schneller als sie) und ihr den Ball wegnimmt, dann ist sie ganz böse und besinnt sich plötzlich auf ihre Schiedsrichterpfeife und pfeift aus Leibeskräften. Aber niemand kümmert sich darum, sie kann pfeifen soviel sie will. Und da ist auch der Ball schon wieder in ihrer Nähe und sie vergißt ihr Schiedsrichteramt und ihre Schiedsrichterpfeife und saust mit fliegenden Röcken und Riesenschritten hinter dem Ball und ihren Jungen her. Sie ist eine alte Frau. Sie ist nicht mehr so jung und flink wie ihre Jungen. Sie muß stehen bleiben und Atem schöpfen. Aber wenn sie jetzt auf ihrer Schiedsrichterpfeife pfeift, dann klingt es nicht mehr wie „Halt!“ sondern wie „Los, los, Schuß! Mach ein Tor!“ Und so meint sie es auch. Es fängt schon an, dunkel zu werden, sie muß mit ihren Jungen längst nach Hause! Aber sie hat alles vergessen, sie sieht nur den Fußball.

Ich muß mich vor Lachen fast auf die Erde setzen. Aber es gibt ein Lachen, das respektvoller und ehrenvoller ist als das respektvollste Schweigen. – Gute, tüchtige, alte Nonne!

Ich weiß nicht, wie diese Waisenkinder es im übrigen in ihrem Waisenhaus, in ihrer Schule haben mögen? Aber ganz schlecht kann es ihnen nicht gehen, solange diese gute, alte, fußballspielende Nonne bei ihnen ist. Gute, tüchtige, alte Nonne!

Offensichtliche Wirkung des Gebets

Die Kirche spielt bei uns in den großen Städten und in den Industrie- und Arbeiterstädten keine so ganz große Rolle mehr. Täglich gehen mehr Leute ins Kino als sonntags in die Kirche.

In den südlichen Ländern, zum Beispiel in Spanien, ist das anders. Ich weiß nicht, was die Arbeiter in Spanien tun? Ich kenne Spanien nicht genau genug. Ich habe nur gesehen, daß sonntags nicht nur Frauen und Kinder, sondern auch viele Männer und junge Leute in die Kirche gehen. So ungeheuer fromm und weltabgewandt sehen sie dabei nicht gerade aus. Sie bleiben auch nicht lange. Aber sie sind doch da und machen einen Knix und tun ihren Finger in das geweihte Wasser und machen ein Kreuz oder drei und stehen ein bißchen da, den Hut in der Hand, und murmeln was vor sich hin und sehen umher, wer noch da ist? Und dann gehen sie wieder hinaus zum Promenadenkonzert, zum Fußballspiel oder zum Mittagessen.

Da schimpft einer. Aber, mein Gott, *wie* der schimpft! Er steht vor seinem Laden auf der Straße und ist ganz blau im Gesicht vor Wut, ein noch nicht alter, fetter, krummbeiniger, sehr wenig schöner Mensch – und schimpft mit einem kleinen Jungen. Ob es sein Sohn ist? Und gleich wird er ihn hauen.

Da bimmelt es – es ist elf Uhr vormittags – da bimmelt ein dünnes, kleines Glöckchen von der nahen Kirche her. Und plötzlich, wie von einer Schnur gezogen, dreht der schimpfende, häßliche Mann sich auf der Stelle, um seine eigene Achse, wendet sich der Kirche zu, von der her das Glöckchen bimmelt, senkt den Kopf, demütig, voller Andacht, faltet die Händchen voller Andacht (er hat mit einemmal „Händchen“) und bewegt die Lippen im Gebet genau so schnell und eilig, wie er sie eben

vorher bewegte, als er schimpfte. Demütig, vor lauter Demut ganz schief, hat er den Kopf gesenkt.

Bums! Das Bimmeln hört auf – im Nu dreht er sich wieder um, der fromme Beter. Nun, nachdem er gebetet hat, könnte er sicher noch schöner schimpfen, als er es vorher schon konnte vor dem Gebet. Er öffnet schon den Mund – –

Aber wo ist der Junge? – Ach, diese sündigen Kinder! Der Junge hat *nicht* gebetet. Still und eilig hat er sich um die nächste Ecke in Sicherheit gebracht. Dem frommen Beter bleibt vor Entrüstung der Mund offen. Wen soll er jetzt schimpfen?

Ich bin kein großer Freund der Kirche (obwohl oder vielleicht auch weil mein Vater Pastor war), aber ich muß doch sagen: Gebet und „Frömmigkeit“ haben manchmal was für sich. Mit eigenen Augen habe ich hier die direkte, höchst erfreuliche Wirkung des Gebets beobachten können...

Greta Garbo im Wartesaal

Die Wirtin des Bahnrestaurants ist eine Dame. Eine Dame in der Art, wie Greta *Garbo* „Dame“ ist. Sie selbst weiß am besten, daß sie Ähnlichkeit mit Greta Garbo hat. Die hohen Schultern, die hohe Stirn, die herrlichen Augenbrauen! Genügt das nicht? Und das alles kann man „machen“, wie die göttliche Greta Garbo es „gemacht“ hat. Frauen sind so geschickt! Was andere Frauen können, das können sie auch. Und deshalb gibt es in jeder kleinen Stadt mindestens *eine* Greta Garbo.

Die Greta Garbo des Wartesaals dieser kleinen italienischen Stadt trägt ein enganliegendes schwarzes Seidenkleid und sitzt am Ofen. Denn auch in Italien ist es manchmal kalt. Büfett und Gäste werden von Büfettmamsell und Kellnerin bedient. Das sind keine Damen und sehen Greta Garbo gar nicht ähnlich.

Greta Garbo sitzt am Ofen, in enganliegender schwarzer Seide, und spielt mit einer weißen Katze, die von oben bis unten vollkommen weiß ist. Diese Greta Garbo hat einen Mann und viele Freunde. Wenn der eine Freund geht, kommt der andere. Nein, das ist ganz falsch: Wenn der eine kommt, geht der andere. Und das ist etwas ganz anderes. Sie ist eben eine Dame und ihre Freunde sind Kavaliere, italienische Kavaliere. Sie haben schwarze Haare, schwarze Augen und schwarze Anzüge. Ihre Manschetten sehen weiß aus den schwarzen Ärmeln hervor, und ihre Bartstoppeln, heute morgen noch frisch rasiert, schwarz aus dem weißen Gesicht. Ihre Schuhe sind mit Ornamenten geschmückt und sehr klein. Ihre Augen sind groß und feurig. Sie könnten sich etwas öfter die Haare schneiden lassen! Sonst ist nichts an ihnen auszusetzen. Und das ist alles, was ich von ihnen weiß.

Der feinste Kavalier von allen ist der Mann der Bahnhofs-Greta-Garbo. Er ist so vornehm-schön wie Greta

Garbo selbst. Er ist fast nie zu sehen und hat gar nicht erst nötig, wegzugehen, wenn jemand anders kommt. Die weiße Katze ist die schönste und vornehmste von allen. Sie sieht weder den Mann noch die anderen Kavaliere, sie weiß nicht einmal, wer Greta Garbo ist. Sie spielt, so weiß sie ist, mit einem schmutzigen, schwarzen Stück Kohle, das sie sich vom Ofen geholt hat, und bleibt doch ganz schneeweiß dabei. Sie ist auf die Fensterbank gestiegen und drückt ihre kleine Nase gegen die Fensterscheibe und sieht in die Dunkelheit hinaus – es ist inzwischen Nacht geworden – und schreit und miaut. Sie will hinaus...

Liebespaar

Er ist so häßlich, und sie ist so hübsch. Aber er ist ein guter Junge. Und sie...

Es ist Sonntag nachmittag. Sie haben beide Ausgang. Was wird er sein? Ein kleiner Bureaugehilfe, ein junger Kellner, ein Friseur? Sie ist entweder gar nichts, oder sie wird noch mal „gar nichts“ werden. Sie ist hübsch. Und wenn sie auch in einem Maniküresalon oder an einer Schreibmaschine sitzen sollte, – bevor sie irgendetwas anderes ist, ist sie hübsch. Hübsch sein, das genügt doch? Sie wird davon leben, daß sie hübsch ist. Und sie *will* davon leben. Sie ist vielleicht siebzehn. Und er ist auch nicht sehr viel älter. Er hat einen ärmlichen kleinen Regenmantel an und einen überaus prächtigen bunten Weihnachtsschlips um den Hals. Ihr billiger kleiner Mantel hat immerhin ein bißchen Pelzwerk, ein kostbar gefärbtes Kaninchenfell, am Kragen und an den Ärmeln. Und eine violette künstliche Blume, die viel teurer ist als jede natürliche Blume, ist an ihren Mantel angenäht.

Er hat eine dünne, lange, sehr bewegliche Nase, vielerlei Pickel im Gesicht und großartige, ganz natürliche, wenn auch nicht sehr saubere Locken auf dem Kopf. Diese Locken werden ihn, wenn er in den Spiegel sieht, hoffentlich über alles andere trösten.

Sie hat ein hübsches Puppengesicht, einen unanständig kleinen, rotgemalten Mund. Und man würde sich kaum nach ihr umdrehen, wenn sie nicht diese erschreckend großen, dunklen, schwermütigen Augen in ihrem Puppengesicht hätte. Solche Augen hat die schönste, teuerste, komplizierteste mechanische Puppe nicht. Wenn man diese Augen gesehen hat, sieht man auch gleich die schlanken, wohlgeformten, kunstseidenen Beine, die kleinen Füße und die lächerlich kleinen Händchen.

Wenn man diese Augen gesehen hat – und wer sähe sie nicht?! –, wird man aufmerksam. Und das genügt. Sie haben jeder eine Tasse Kaffee bestellt. Das ist das billigste in diesem Café. Sie haben sich nicht recht hineingetraut, denn es ist das beste Café der Stadt. Sie haben sich bescheiden in eine Ecke gesetzt. Aber er hat längst vergessen, wo er ist. Sie weiß genau, wo sie ist. Sie weiß genau, daß sie in dem elegantesten Café der Stadt ist, und daß elegante, feine Herren zu ihr hinübersehen. Er sieht meist nur vor sich hin auf den Tisch. Aber wenn er sie ansieht oder sie ihn, dann wird er beinahe schön vor Glück. Hübsch kann er nie werden mit seiner langen, dünnen Nase und seinen vielen Pickeln im Gesicht. Aber „schön“ ist ja etwas ganz anderes als „hübsch“. Sie ist sehr lieb zu ihm. Je mehr von den feinen Herren zu ihr hinübersehen, desto freundlicher ist sie mit ihm. Sie legt ihre Hand auf seinen Arm und beugt sich nah zu ihm hinüber und spricht ganz eifrig auf ihn ein. Wenn sie sich ganz nah zu ihm hinüberbeugt, kann er nämlich nicht sehen, daß sie zu mir herüberflirtet, während sie so eifrig mit ihm spricht. Sie liebäugelt mit mir, weil ich von all den feinen Herren, die zu ihr hinübersehen, ihr am nächsten sitze, und weil ich allein bin. Er ist so glücklich, weil sie so lieb zu ihm ist. Aber nun zieht es wie ein Wolkenschatten über ihr Gesicht. Wie groß und dunkel und traurig sind doch ihre Augen! Und sie schweigt. Und nun ist er es, der sich zu ihr beugt und auf sie einredet. Was hat sie nur plötzlich? Ob sie Sorgen hat? Er zieht sein Geld aus der Tasche und zählt es und gibt es ihr. Aber sie schüttelt den Kopf und sagt: „Nein, nein!“ Und dann nimmt sie das Geld und zählt es und gibt ihm alles wieder. Nur einen Fünffrankenschein (das ist noch nicht mal eine Mark) will sie behalten. Da muß er nun sehr viel mit ihr sprechen und ganz zärtlich auf sie einreden. Und sie hat die schönen, großen

Augen zugemacht und sagt: „Nein, nein!“ Und wie sie die Augen zugemacht hat, da sind sie beinah noch größer und schöner als vorher, da sie offen und lebendig waren. Und er muß nun noch viel zärtlicher und liebevoller auf sie einreden.

Und als sie endlich die schönen Augen wieder aufschlägt, da sind sie ganz dunkel und unendlich tief vor lauter Leid und Kummernis. Und mit diesen herrlichen, traurigen, schwermütigen Augen sieht sie ihn an. Und mich. Und dann nimmt sie das Geld und zählt es noch einmal und gibt ihm einen Schein zurück. Und noch einen. Und das andere tut sie in ihre kleine Tasche aus Kunstleder.

Und da sie nun schon ihr Täschchen aufgemacht hat, benutzt sie die Gelegenheit, um sich zu pudern. Denn in ihrem Täschchen aus Kunstleder sind Puder und ein kleiner Spiegel. Und nun sieht sie nicht mehr so leidvoll und traurig aus, und ihre Augen sind nicht mehr ganz so schön wie vorher. Aber das weiß sie nicht.

Und er ist glücklich und stolz und freut sich, daß ihre Augen nicht mehr so leidvoll aussehen.

Gutes Mädchen! – Was auch weiterhin geschehen mag, heute hat sie den häßlichen kleinen Friseurgehilfen glücklich gemacht. Indem sie sein Geld genommen hat...

Die Grashalme von Pau

Pau, in Südfrankreich, am Nordabhang der Pyrenäen, ist ein kleiner, aber eleganter internationaler Kurort. Zwei Saisons, die eine im Spätsommer und Herbst, die andere im Winter. Die Hauptattraktion von Pau, abgesehen von seinem dem der Riviera ähnlichen Winter-Klima, die Hauptattraktion von Pau ist der „Boulevard der Pyrenäen“, die breite, ebene, der Sonne dargebotene Promenade mit ihrer weltberühmten Aussicht in das liebevolle Tal, das mit Recht „Vallée heureuse“, „das glückliche Tal“ heißt, und auf die stolzen, schneebedeckten Pyrenäen. Von dieser Aussicht soll schon Lamartine gesagt haben: „Wenn ich nicht Lamartine wäre, möchte ich diese Aussicht –“ – irgend so einen bedeutenden Ausspruch hat er jedenfalls getan.

Auf dieser Promenade promeniert die feine Welt, die in Pau hauptsächlich aus „Old England“ besteht. Man promeniert, wie auf allen Promenaden der feinen Welt, auch wegen der schönen Aussicht und wegen der Sonne, – hauptsächlich aber, um sich zu zeigen, und um zu sehen, ob Miß Waterbottle wieder einen neuen Hut hat und ob Frau Donnerschlag aus Chicago (sprich: „Tschikägau“) heute mit Don „Ramiro Ramuntcho“ oder mit Monsieur „Degustation des Huitres“ geht.

Frühmorgens, wenn ich meinen Morgenspaziergang mache, ist niemand auf dem Boulevard der Pyrenäen. Ich habe Boulevard und weltberühmte Aussicht für mich allein.

Aber was ist das? Ich traue meinen Augen nicht! Da kriecht eine Frau unter eine Bank! Ich bin ganz konsterniert, ich habe noch nie in meinem Leben eine Frau unter eine Bank kriechen sehen. Soll ich zu Hilfe kommen? Sie strampelt mit den Beinen, schiebt sich mit Strampelbeinen immer weiter unter die Bank. Dann

bleibt sie einen Moment liegen, um sich auszuruhen. Und dann beginnt sie, die fünf, sechs Grashalme auszurupfen, die unter der Bank ein bescheidenes Schattendasein führten.

Es ist die Reinmachefrau von Pau, die Straßenkehrerin des Boulevard der Pyrenäen. Ich habe sie inzwischen sehr oft gesehen und beobachtet. Sie ist eine alte zerknitterte Dame. Sie hat sich ein wunderbares Kostüm ausgedacht, vor dessen Phantasie Poirer und Worth armselige Schneidergesellen sind. Sie trägt nicht einen, sondern drei Röcke: einen roten, einen schwarzen und einen grünen. Darüber hat sie einen Sack gebunden und über den Sack einen roten Schal. Auf dem Kopf hat sie einen üppigen schwarzen Strohhut, mit Blumen und Federn garniert. Wenn es regnet, tut sie über diesen Hut einen zweiten Sack. Absetzen tut sie den Hut nicht. Er macht ihr das Leben schwer. Denn es ist schwer, mit solch einem Hut unter eine Bank zu kriechen. Aber sie ist durch ein langes Leben trainiert, sie kann mit dem Hut unter eine Bank kriechen. Ich glaube nicht, daß das irgendeine andere Frau in Pau könnte, nicht Miß Waterbottle und nicht Frau Donnerschlag.

Der Boulevard der Pyrenäen gehört ihr! Sie rupft die Grashalme aus und sucht das Papier zusammen und macht kleine Häufchen daraus. Und nun kommt ihr großer Moment! Denn ihr männlicher Straßenfeger-Kollege (vielleicht ist es ihr Mann?) ist nicht rechtzeitig zur Stelle mit seiner Schaufel und seiner Karre, um ihre Häufchen abzuholen. Da ruft und schreit und winkt sie, bis er endlich kommt und ihre Häufchen in seinen Karren fegt. Sie steht dabei und paßt genau auf, daß er auch keinen Grashalm liegen läßt! Und dann geht sie weiter an ihre Arbeit, auf ihre Jagd nach Grashalmen und Papier.

Sie arbeitet von morgens früh bis abends, bis es dunkel wird. Ich habe nie einen Menschen gesehen (mit Aus-

nahme von Kindern, die spielen, Fußball und Karten spielen nie hab ich einen Menschen gesehen, der seine Beschäftigung so ernst nahm wie diese alte Frau. Sie hat für nichts anderes Sinn als für ihre Grashalme und ihr Papier und für „ihren“ Boulevard der Pyrenäen. Sie lebt so nahe der Erde, daß sie alles, was höher als einen Meter über der Erde vor sich geht, überhaupt nicht sieht. Wenn sie sich ausruhen will (wie selten ruht sie sich aus!), setzt sie sich nicht auf eine Bank, sondern neben der Bank auf die Erde, auf „ihre“ Erde, in die Nähe „ihrer“ Grashalme.

Ich habe gedacht: man muß sich eigentlich schämen! Diese alte Frau kriecht da auf der Erde herum, um die elegante Promenade für uns Fremde sauber zu halten, während wir jungen Leute (obwohl wir so ganz jung ja auch nicht mehr sind) hier promenieren und uns dem Müßiggang ergeben. – Aber ich fürchte, man könnte der alten Frau solche Gedankengänge gar nicht klar machen. Sie würde unglücklich werden, wenn man ihr „ihren“ Boulevard und „ihre“ Grashalme wegnähme und sie zur Ruhe setzte.

Es ist „ihr“ Boulevard! Ihretwegen ist er da! Damit sie auf ihn aufpassen und ihm seine Grashalme ausrupfen kann! Ein bißchen störend sind die vielen Fremden. Wenn allzuviel Fremde da sind, kann sie nicht richtig arbeiten. Manche von den Fremden sitzen sogar auf der Bank, unter die sie gerade kriechen möchte. Das ist sehr störend.

Wenn man ihr sagen wollte, daß der Boulevard der Pyrenäen eben dieser Fremden wegen da ist, daß sie dieser Fremden wegen angestellt ist, den Boulevard sauber zu halten und Grashalme auszurupfen, so würde sie das gar nicht verstehen. Ihr Boulevard ist „ihr“ Boulevard! Er ist nicht der Fremden wegen, sondern ihretwegen und sie ist seinetwegen da! Was sollte aus ihm werden, wenn sie nicht da wäre!

Und wenn man ihr eines Tages erzählen würde, es wäre Krieg und sie müsse einrücken als Feldweibel oder Rittmeister oder als was weiß ich, – so würde sie ganz sicher antworten: „Krieg? Was heißt Krieg? Und wer soll währenddessen die Grashalme auf dem Boulevard der Pyrenäen ausrupfen?! Daran habt ihr wohl nicht gedacht? – Macht ihr nur euren Krieg alleine! Ich habe Wichtigeres zu tun!“

Und wer möchte leugnen, daß sie recht hat? Die gute, fleißige, alte Reinmachefrau von Pau, die sich nicht auf eine Bank setzt, wenn sie sich ausruhen will, sondern auf die Erde, auf „ihre“ Erde, zwischen „ihre“ Grashalme!

Osteressen, Osterfeuer

Ostern, Frühling. Kleine Lämmer hüpfen auf den Wiesen. Anfangs hüpfen sie gar nicht, stehen mit steifen kleinen Beinen hinter ihren Müttern und wissen noch nicht, wie man es anstellt, Gras zu fressen. Sie saugen an ihren Müttern, dabei wackelt ihr kleines Lämmerschwänzchen, wie der Klöppel eines elektrischen Läutewerks. Erst wenn die Sonne viele Tage lang warm auf sie geschienen hat, machen sie plötzlich ihr erstes Hüpfchen und fallen erstaunt auf ihre vier ungeschickten Beinchen zurück. Dann dauert es nicht mehr lange und sie können selber anfangen, die ersten kleinen Grashalme zu fressen und den bittersüßen Klee.

Die Menschen lieben die Natur, pflücken, weil Frühling ist, Frühlingsblumen, Osterblumen, Schneeglöckchen, Primeln und Schlüsselblumen, sehen mit Rührung die kleinen Lämmer an und essen, weil Ostern ist, ihr Osterlamm.

Osterlamm, Osterlamm. „O Lamm Gottes, unschuldig am Stamm des Kreuzes geschlachtet“ sangen wir in der weißgetünchten kleinen Dorfkirche, in der mein Vater auf der Kanzel stand, in einem schwarzen Talar, mit weißen Beffchen, so daß ich ihn gar nicht recht wiedererkannte und viel Respekt vor ihm haben mußte, wenn er so ganz allein und feierlich vom Altar zur Kanzel schritt und von der Kanzel wieder zum Altar.

„Am Stamm des Kreuzes geschlachtet“ war ein furchtbares Wort. So blutig! Wir aßen auch kein Osterlamm. Nur Osterkuchen und Ostereier.

Einmal hatte ich gerade zu Ostern Geburtstag. Da stand ein lebendiges kleines Lamm unter meinem Geburtstags-tisch. So klein, so weiß, so zart, rosa schimmerte die Haut durch das weiße Fell. Aber das Lamm wuchs schneller als ich, und als es Sommer wurde, war es ein

großes Schaf geworden, das mich in die Brennesseln stieß, wenn wir miteinander spielten, und meinen neuen Strohhut auffraß.

Der Osterkuchen wurde in doppelter Form gebacken. Für uns Kinder durfte er nicht ganz gar gebacken sein. „Ungarer Kuchen“ hieß er deshalb und daraus wurde allmählich „Ungarischer Kuchen“. Schwer zu vertragen! Aber Kinder vertragen ja alles.

Die Ostereier wurden blau, rot, grün und braun gefärbt und mit einer Speckschwarte abgerieben, damit sie glänzten, als wären sie lackiert. Dann mußte jedes Jahr von neuem Mutter die Geschichte erzählen von dem Knecht in ihrem väterlichen Hause, der die Wette einging: Hundert hartgekochte Eier wollte er zu Ostern essen und das letzte mit der Schale. Nun warteten wir, was weiter geschähe. Hatte er hundert Eier gegessen und das letzte mit der Schale? War er am Ende daran gestorben? Hatte er wenigstens Leibweh bekommen? Aber das erfuhren wir nie. Diese Geschichte hörte, wie alle schönen Geschichten, in der Mitte plötzlich auf.

Wie war es nur möglich, daß durch die harte Eierschale immer ein wenig Farbe hindurchdrang bis zu dem Eiweiß? Wenn man die bunte Schale der Ostereier abgeklopft hatte, waren auf dem hartgekochten Eiweiß feine kleine Äderchen zu sehen: blau, rot, grün. Wie die Adern auf der marmorierten Tapete im Flur. War es nicht gefährlich, diese giftgrünen Marmoradern mitzuessen?

Die bunten Eier wurden im Garten versteckt und unser Garten war sehr groß. Immer waren ein paar Eier so gut versteckt, daß selbst der, der sie versteckt hatte, sie nicht wiederfinden konnte. Im Juni oder Juli, mitten im Sommer, fand sich dann plötzlich ein buntes Osterei in der Buchsbaumhecke oder im Lebensbaum. Und lange wurde die Frage diskutiert, ob dies Ei wohl noch zu essen sei. Es war nicht mehr zu essen! Aber nun konnte die Geschichte erzählt werden von den Chinesen, die faule Eier

aßen. Und faule Eier waren für sie eine Delikatesse! China war wohl ein seltsames Land. Und es wurde noch seltsamer dadurch, daß wir nicht wußten, was eine „Delikatesse“ war. Faule Eier waren „eine Delikatesse“. Und ich habe lange Jahre gebraucht, um zu erfahren, daß „eine Delikatesse“ nicht unbedingt etwas Häßliches zu sein braucht.

Wichtiger als alles Essen aber war das Osterfeuer. Was hat nur das Osterfeuer mit Christi Auferstehung zu tun? Ich weiß schon: es ist ein heidnischer Brauch. Das Feuer vertreibt den Winter und begrüßt die neue Sonne und den Frühling. Mehr als bei allen anderen Festen begegnen sich Ostern heidnische Bräuche mit denen der Kirche.

Anatole France erzählt von dem alten Eremiten, der sich so einsam fühlt in den noch heidnischen Wäldern Frankreichs in der Osternacht. Christus scheint wirklich gestorben zu sein. Es ist so dunkel. Aber als am Morgen die Sonne aufgeht, faßt der Alte wieder Mut, froh ist ihm zu Mute und er begrüßt die Sonne und den Wald und die Geschöpfe des Waldes mit seinem Ostergruß: „Halleluja, halleluja! Er ist auferstanden! Halleluja!“ Und alle antworten ihm. Wenn sie auch nichts von Christus wissen, so sind sie doch froh, weil die neue Sonne da ist und der Frühling. Und sogar der nichts als heidnische mutwillige kleine Faun antwortet fromm: „Er ist auferstanden!“ Er meint den Frühling. Und die Elster singt: „Halleluja, halleluja! Drei kleine Eier liegen in meinem Nest, braun und grün gesprenkelt. Halleluja, er ist auferstanden!“

Unser Osterfeuer war das größte im Dorf. Tagelang hatten wir dürres Holz, Äste, Zweige, ganze Gebüsche auf dem leeren Kartoffelacker hinter unserem Garten zusammengetragen. Wie loderten die Flammen! Und wenn wir auch nicht sagten: „Halleluja, er ist auferstanden!“, so fühlten wir doch dasselbe wie der Faun und die Elster und der Eremit und dachten dabei, wie die Elster und

der Faun, nicht an Christus, sondern an den Frühling, der nun kam, und an den Sommer, der kommen würde. Und vielleicht dachten wir auch gar nichts, waren nur froh.

Und wenn es schon etwas später im Jahr war, so daß die Abende schon milder wurden, dann sangen wir das Lied von Paul Gerhardt, das gar nicht für Ostern und nicht einmal für den Frühling, sondern eigentlich für den Sommer gedacht war. Denn Kinder sind der Jahreszeit immer ein wenig voraus: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud!“ Und besonders den Vers:

Die Lerche schwingt sich in die Luft.
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft
Und macht sich in die Felder.
Die hochbegabte Nachtigall
Singt und erfüllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Tal und Wälder,
Berg, Hügel, Tal und Wälder.

Aber das sangen wir, wenn das Feuer schon ausgebrannt war und die Nacht wieder still. Denn die wilden Flammen hätten nicht gepaßt zu diesem milden und friedlichen Lied und seiner fröhlichen Melodie.

„Mein Droschkenkutscher“

Ich habe zwei Stunden Aufenthalt in Toulouse.

Was tut der kluge Mann, wenn er zwei Stunden Aufenthalt in einer fremden Stadt hat? Er nimmt sich eine Droschke und fährt kreuz und quer, hin und her und rundherum ein bißchen spazieren. Es muß, wenn möglich, eine Pferdedroschke sein. Ich habe Glück: da hält eine Pferdedroschke am Bahnhof von Toulouse, eine lebendige alte Pferdekutsche aus dem vorigen Jahrhundert. „Wollen Sie mich etwas spazieren fahren?“ – „Wohin?“ – „Wohin ist egal! Ein bißchen überall so rum, travers la ville.“ – „Ach so, eine ‚Promenade‘?“ – „Ja, eine Promenade.“

So schnell geht das aber nicht. Erst muß das Verdeck heruntergeklappt werden, damit ich auch was sehen kann. Dann steigt der alte Herr auf seinen Kutschbock und wickelt sich bedächtig eine Decke um die Beine. Dann wickelt er sich wieder heraus, steigt ab, wickelt mir eine Decke um die Beine, steigt wieder hoch, wickelt wieder sich selber ein, und – hü, hott – nun kann es losgehen. Aber nach ein paar Schritten hält er an, dreht sich zu mir um, macht eine große Handbewegung rückwärts und sagt: „La gare!“ – „Wie bitte?“ – „La gare!“ – „Ja, ja, ich weiß.“ Und nun zuckeln wir los.

Er hält sich verpflichtet, alles zu erklären. Er weiß auch alles. Ich will es ja gar nicht wissen. Ich will nur sehen, wie es aussieht. Aber man kann doch nicht unhöflich sein. „Platz Sowieso. Denkmal Soundso. Kirche So. 13. Jahrhundert. Kathedrale. 13. Jahrhundert.“ Bei ihm ist alles 13. Jahrhundert. Nur die Warenhäuser sind ein bißchen neuer.

„Die Garonne! Diesen Fluß kennen Sie schon!“ – „Nein, kenn ich nicht.“ – „Doch, kennen Sie! Da sind Sie mit

der Eisenbahn drübergefahren.“ – Er duldet keinen Widerspruch.

„Das steinerne Haus! Alle diese Ornamente und Figuren sind von Stein. Nicht aus diesem – diesem weichen Zeug, was man so draufklebt.“ Er meint Stuck. Ich weiß das französische Wort für Stuck auch nicht und sage: „Nicht aus Stuck?“ – „Aus was?“ – „Nicht aus Stuck!“ – „Stock? Nein! Aus Stein! Darum heißt es das ‚Steinerne Haus‘ und hat viel Geld gekostet. Dreizehntes Jahrhundert!“

„Temple des Protestants!“ – Eine neue, kleine Kirche. Nun will ich auch was sagen und sage: „Gibt es hier denn Protestanten in Toulouse? Aber wohl nicht viele?“ – „Na, es genügt“, sagt er. Und das kann man ja nun sehr verschieden auslegen.

Ich habe nun genug gesehen und sage: „Es ist genug. Fahren Sie zu einem guten Restaurant!“ – „Nein“, sagt er, „erst müssen wir noch die Sernin-Kirche sehen! Und das Capitol und den Turm und La Dourade haben Sie auch noch nicht gesehen!“ Er ist sehr streng mit mir, und ich habe nichts zu sagen.

„Jardin des Plantes!“ Hinter einem hohen Gitter ein schöner, großer Tiergarten-Park. „Was ist denn da drin?“ – „Pflanzen und ein paar Affen.“ Bei dem Wort „Affen“ sieht er mich bedeutungsvoll und drohend an. Aber ich verteidige mein Vaterland und halte diesem Blick stand.

„Dégustation des huîtres!“ Er hält vor einer etwas zweifelhaft aussehenden Kneipe, „Austernprobierstube“. Das ist das Restaurant, zu dem er mich fahren sollte. „Wollen Sie auch ein Dutzend?“ Langsam klettert er von seinem Kutschbock, als ob er das erwartet hätte, und sagt: „Ich sage nicht nein.“

Als die Austern kommen, zeigt er auf die Schüssel und sagt: „Des huîtres!“ – „Ja, ja, ich weiß.“ – „Die gibt es bei Ihnen nicht!“ – „Doch, die gibt es bei uns auch. Aber sehr teuer. Zehn- oder zwölfmal so teuer wie hier.“ Und

nun spricht er das größte seiner Worte gelassen aus: „Na ja“, sagt er, „dann sind es keine Austern mehr!“
Er ist mir überlegen. Im Sprechen sowohl wie im Austernessen. Ich bin ein bescheidener Fremdling hier.

Wer kennt Berlin? Der Kurfürstendamm im Tageslauf

Wer kennt Berlin? Der eine kennt „den Westen“, der andere „den Norden“. Viele kennen „den Westen“ *und* „den Norden“. Die, die den Westen und den Norden kennen und dann den Osten und den Süden von Berlin, Schöneberg *und* Moabit, Neukölln *und* Charlottenburg, Tegel *und* Treptow, Westend *und* Tempelhof, Dahlem *und* Gesundbrunnen, – die sind schon seltener. Und wer dazu noch „Berlin J. D.“ (Janz Draußen) kennt, nicht nur Potsdam, auch Siemensstadt und Friedrichsfelde, nicht nur Werder in der Baumbllüte, auch Werder *ohne* Baumbllüte (ein riesengroßer Unterschied!), nicht nur den Wann-, auch den Müggelsee, den Mellen- und den Möllen-, den Teupitz- und den Lehnitzsee, die krumme Lanke und die paar hundert Meter, die von der Panke noch sichtbar geblieben sind, – wer das alles kennt und alles was dazwischen liegt, *der*, sollte man glauben, kennt sein Berlin nun wirklich ganz genau?

Ich persönlich kenne Berlin durchaus nicht sehr genau. Ich kenne wohl einiges von dem, was ich da oben aufgezählt habe, oder ich bilde mir ein, es zu kennen, aber so ganz richtig kenne ich doch nur ein paar Ecken in und um Berlin. Andere kennen die Frankfurter Allee. Sie sind da zu Hause. Ich, zum Beispiel, kenne den Kurfürstendamm. „Zu Hause“ bin ich da allerdings wohl nicht, aber ich wohne da in der Gegend.

Ich kenne den Kurfürstendamm (der so unendlich viele verschiedene Rassen, Nationen, Existenzen und Berufe, vom Kaiser und König bis zum Bettler und Fassadenkletterer gesehen hat, nur niemals einen veritablen Kurfürsten), ich kenne ihn an der Gedächtniskirche, ich kenne ihn in der Gegend vom Olivaer Platz, und ich kenne ihn, wo er endet, in Halensee. Ich kenne ihn in der Zeit von

8 bis 10 und von 10 bis 12, von 12 bis 15 und von 15 bis 17, von 17 bis 20 und von 20 bis 24 und weiter bis 2 und 3, ja ich muß zu meiner Schande gestehen, ich kenne den Kurfürstendamm auch in der Zeit zwischen 3 und 5 Uhr morgens. Und überall, an jeder anderen Stelle, und zu jeder anderen Zeit war er wieder ein bißchen anders.

Zwischen 8 und 9 Uhr morgens sind alle Autobusse und Elektrischen überfüllt, vom Ressortchef abwärts eilt alles, die Angestellten, um pünktlich im Bureau und im Geschäft, die Herren Beamten, um pünktlich im Amt zu sein, wie wir als Schulkinder jeden Morgen eilten, um pünktlich in der Schule zu sein. – Zwischen 9 und 10, da kommen die Privatautos, in denen wir, mit Recht oder Unrecht, die Generaldirektoren vermuten. Die letzten eiligen Ressortchefs suchen in ihren selbstgesteuerten kleineren Autos die großen Wagen der Chefs zu überholen. – Eine Stunde später kommen die Damen, teils im eigenen Auto, teils im Taxi, im Autobus und in der Elektrischen. Wohin? Zum Friseur, zur Gymnastikstunde oder auch bloß „Einkaufen“. Ihnen entgegen, aus der Stadt heraus, kommen die Lieferwagen, die Fleisch und Brot, Korbsessel, Staubsauger, Grammophone, Baumkuchen, Trauerkränze und was man sonst so tagsüber braucht, in die Vororte bringen. – Ein elegantes Paar im funkelnagelneuen Auto, sie wollen „ins Grüne“. Gleich hinterher genau so schnell wie sie, ein Leichenwagen, – noch leer. Und um die Ecke ein Dutzend Pennäler, – es ist schon Zeit zum Mittagessen.

So geht es weiter von Stunde zu Stunde. Zu jeder Tages- und Nachtzeit hat der Kurfürstendamm seine ganz verschiedenen Passanten, Besucher und Passagiere. Menschen, die zur Arbeit fahren, und Menschen, die von der Arbeit kommen. Die Arbeit ist so verschieden wie die Menschen, manchmal heißt sie „Arbeit“, manchmal „Besorgungen machen“, manchmal „Essen“, manchmal „The-

ater“. Aber immer sieht sie nach „Arbeit“ aus, sehen die Menschen (in Berlin) aus, als ob sie „auf Arbeit“ führen. Zu Fuß gehen nur die, die gar kein Geld haben oder viel Zeit. Und Zeit ist Geld. Nur abends und nachts zwischen 22 und 4, da gehen viele zu Fuß, da haben alle Zeit und wenige Geld.

Zwischen 8 und 20 und zwischen 20 und 5 kenne ich den Kurfürstendamm und seine Menschen. Aber zwischen 5 und 8? In der vergangenen Woche mußte ich ein paarmal zwischen 5 und 8 über den Kurfürstendamm, und zwar zu Fuß. Das war ein Kurfürstendamm, den ich noch nicht kannte.

Da kam der Mann, der die Zettel und Plakate an die Anschlagssäulen klebt. Den kannte ich schon. Der kam früher zwischen 3 und 5. Auch die Leute auf dem hohen Leiterwagen, die den Leitungsdrähten der Elektrischen sozusagen die Zähne putzen früh morgens, die kannte ich auch noch. Aber richtige Arbeiter, Fabrikarbeiter, mit einem Essen-Kessel unterm Arm oder in der „Aktenmappe“, wie bei uns zu Hause in Westfalen, die hatte ich bisher auf dem Kurfürstendamm noch nicht gesehen. Sie kommen vor sechs und eilen zur Stadtbahn.

Da hält der Bolle-Wagen, der mir jeden Morgen die Milch bringt. Jeden Morgen finde ich sie vor meiner Tür. Aber noch nie bisher hatte ich den Wagen gesehen und das dicke, kleine, rotbäckige Bolle-Mädchen, das jeden Morgen die fünf Treppen zu mir in die Höhe klettert. Sie ist ebenso erstaunt wie ich, statt einer Tür und einem Namenschild einem lebendigen Menschen zu begegnen.

Herr Kissenpfennig? Früh um sechs? „Ja, ich hab's eilig, hab' mich verspätet, muß um sieben in Potsdam sein.“ Sieben Uhr morgens in Potsdam? Herr Kissenpfennig, der seit fünf Jahren mit mir im selben Haus wohnt, ist Kapitän. Wer hätte das gedacht? Kapitän auf einem Stern-

dampfer. Und ich hatte geglaubt, er wäre Antiquitätenhändler.

Wie verschlafen und eingemottet sehen die kleinen Restaurants aus, die Cafés mit ihren aufeinandergestapelten Tischen und Stühlen. – Da kommen Marktwagen vollbepackt mit Blumenkohl, Bananen und neuen Kartoffeln. Über den Reitweg, der tagsüber immer so erstaunlich unbenutzt und überflüssig in der Mitte zwischen den beiden Fahrdämmen liegt, kommt eine regelrechte Reiterkavalkade, Herren und Damen und Stalljungen in grünen Uniformen. – Die Sonne schimmert frischgewaschen durch das Laub der Bäume, das viel grüner leuchtet, als es je gesehen zu haben ich mich erinnern kann, und auf dem Gras der von der Verkehrspolizei bedrohten, kleinen Vorgärten liegt wahrhaftig ein bißchen Tau. Ein Fenster wird geöffnet, und ein Mädchen mit einem Teppichklopfer in der Hand legt ein rotes Federbett in die Sonne. Jungen und Mädels mit Schultaschen und eingewickelten Butterbroten ziehen zur Schule. Und der Kurfürstendamm zwischen fünf und acht sieht aus wie die mäßig belebte Promenade einer mittleren Provinzstadt, an der die „besseren“ Herrschaften wohnen.

So kannte ich ihn gar nicht, den vielgelästerten, guten, alten Kurfürstendamm. Und ich glaubte doch, ihn ganz und gar zu kennen. Wie wenig weiß ich da wohl erst von den tausend anderen Straßen und Plätzen von Berlin?

„Ganz Berlin“ kennt niemand. So wenig wie jemand die ganze Welt kennt. Die ganze Welt? Wer kennt auch nur das Haus, in dem er wohnt, wenn es ein Mietshaus ist? Das Haus, in dem ich wohne, ist ein Mietshaus. Etwa dreißig verschiedene „Parteien“ wohnen darin, also etwa 120 verschiedene Menschen. Ich bilde mir nicht ein, dies Haus zu kennen und die 120 Menschen, die in ihm wohnen. Und das ist nur ein Tropfen in dem Ozean Berlin. Ich bilde mir nicht ein, Berlin zu kennen.

Tischtennis, wird auch unter dem Sofa gespielt

Ein richtiger Tischtennis-Tisch muß zwei Meter und fünfundsiebzig Zentimeter lang sein. Dann muß an jedem Ende jeder Spieler noch mindestens je zwei und einen halben Meter „Spielraum“ haben, – das sind fast acht Meter. Und nicht jeder hat ein Acht-Meter-Zimmer. Nun kann man zwar auch auf anderen Tischen Tischtennis spielen. Ich kenne ein Ehepaar, das spielt auf einem Diplomaten-Schreibtisch. Aber was ist das schon für ein Tischtennis, das man da spielen kann? Darauf sehen wir echten Tischtennis-Tisch-Besitzer mitleidig hinunter.

Ich habe nun nicht etwa eine Acht-Zimmer- oder Acht-Meter-Zimmer-Wohnung, aber ich habe ein Zehn-Meter-Atelier. Und darin steht ein echter, fast drei Meter langer Tischtennis-Tisch. „Ach, Sie spielen Tischtennis?“ ist daher die ungemein intelligente Frage fast aller Leute, die mal zu mir zu Besuch kommen. Und meine ebenso intelligente Antwort lautet: „Ja, ich spiele Tischtennis.“

Nun gibt es Leute, die trotz ihrer Intelligenz sehr liebenswürdig sind. Die sagen dann: „Richtiges Tennis spiel' ich ja sehr gern. Aber Tischtennis?“ (Nein, sie sagen nicht „Tischtennis“, sie sagen „Ping-Pong“.) „Aber Ping-Pong?“ sagen sie, „das ist doch kein Sport!“ Und ich antworte dann ebenso liebenswürdig: „Sport ist es vielleicht nicht, aber es macht Spaß. Und außerdem kann ich mir hier in meiner Wohnung keinen richtigen Tennisplatz anlegen.“ Und dann sind wir fünf Minuten böse miteinander.

Länger dauert das Bösesein nicht, denn inzwischen haben sie angefangen zu spielen. Anfangs wollen sie es „nur mal versuchen“, aber bald sind sie mittendrin, und schon hat sich die Gesellschaft in zwei Parteien gespalten: die einen spielen Tischtennis und die andern kriechen unter

das Sofa, den Bücherschrank und den Schreibtisch und suchen die verlorenen Bälle wieder. Dieses Unter-den-Möbeln-Umherkriechen und verlorene Bälle wieder suchen ist der sportlich anstrengendste Teil des Tischtennis. Das Spielen selber macht „bloß“ Spaß.

Es macht so viel Spaß, daß bei mir, seitdem ich den Tennis-Tisch habe, eine richtige kleine Gesellschaft mit hochgebildetem Gespräch gar nicht mehr möglich ist. Früher war das anders. Da kamen ja hochgebildete, geistig durchaus rege, um nicht zu sagen hochstehende, sehr prominente Leute von Kunst, Theater, Literatur und sogar Politiker zu mir und wir haben uns fein unterhalten über den lieben Gott und Max Reinhardt, über Schmeling und James Joyce, über Negerrevuen und Kommunismus, und immer waren welche „dafür“ und welche „dagegen“, und wenn wir nicht mehr weiterwußten, dann halfen wir uns mit Grammophon und Kognak. Das hab' ich nun alles nicht mehr nötig. Bei mir kriechen die prominentesten Leute unter dem Sofa herum und suchen Tischtennis-Bälle, und der liebe Gott und Max Reinhardt stehen gänzlich unbeachtet und übellaunig in der Ecke und müssen ohne unsere kritischen Ratschläge fertig werden.

Mit der Bildung und den feinen Gesprächen ist es vorbei. Tischtennis wirkt nicht „gesellschaftsbildend“. Der Sport bedroht den Geist, und der drei Meter lange Tennis-Tisch beherrscht mein Atelier. Aber er hat einen Vorzug vor anderen Tischen: man kann ihn zusammenklappen und an die Wand stellen. Und dann ist wieder Platz für den lieben Gott und für Max Reinhardt und andere feine Leute, die nicht gern unterm Sofa herumkriechen. Aber zu meinem Bedauern muß ich feststellen: sehr viel feine Leute scheinen nicht bei mir zu verkehren. *Meine* Leute spielen Tischtennis und kriechen unters Sofa.

Rätsel der Technik

Das Grammophon ist gewiß eine wunderbare Erfindung. – Früher hatte jede „bessere“ Familie, die im Besitz einer „höheren Tochter“ war, auch das zu jeder „höheren Tochter“ unvermeidlich gehörende Klavier. Es gab eine Legende, die behauptete, der Klapperstorch bringe den „besseren“ Familien mit den Töchtern auch immer gleich die dazugehörenden Klaviere ins Haus. Es sollen dabei grausige Verwechslungen passiert sein...

Sei dem, wie ihm wolle, wie unser alter Griechischlehrer Schlons zu sagen pflegte – *einen* Vorzug hat das Grammophon vor dem Klavier: Grammophonspielen braucht man nicht zu üben. Es gibt keine Grammophonlehrerinnen, wie es Klavierlehrerinnen gab. Grammophonspielen ist ein fast allen Menschen an- und eingeborenes Talent. Es hat aber, wie jedes Talent, seine Schattenseiten. Denn Klaviere gab es schließlich nicht wie Sand am Meer, Grammophone aber gibt es bis zu zwei, drei Dutzend in einem mittleren Mietshaus. Und wenn man Grammophonspielen auch nicht zu üben braucht, so ist dafür der Arbeitstag eines Grammophons von nur mittelkräftiger Konstitution unerhört viel länger als der Arbeitstag selbst einer übermäßig fleißigen Klavierlehrerin. Und die Wiederholungsmöglichkeiten auf dem Grammophon sind, selbst an der wiederholtesten Klavieretüde gemessen, überhaupt völlig unbegrenzt.

Einer meiner Nachbarn hat sich zur Feier der Befreiungsfeiern das „Niederländische Dankgebet“ angeschafft. Seitdem tritt er mit Pauken und Trompeten, umrauscht von festlichen Glockenklängen, etwa zwanzig- bis dreißigmal am Tag zum Beten vor Gott den Gerechten. Und wenn schönes Wetter ist, was ja, Gott dem Gerechten sei Dank, in den letzten Wochen nur selten der Fall war, tut er das „Treten zum Beten“ auf seinem Balkon.

Und *das* hätte Edison verhindern sollen, daß man das Grammophon auf den Balkon und überhaupt überall mit hinnehmen kann, wohin man will. Das war beim Klavier besser. Auf Balkonen, in Eisenbahnabteilen, auf Segelpartien und in Badeanstalten bin ich Klavieren nur selten begegnet. Dem Grammophon aber begegnet man – na, wir wollen es lieber gar nicht alles aufzählen! Das Grammophon dringt überall hin, sein Siegeszug kennt weder Grenzen, noch unerforschte Erdteile, weder die Ruhe der Schlafwagen, noch die Nachmittagssiesta kleiner Berghotels: nichts ist ihm heilig. Dem äußersten Vorposten auf dem Siegeszug des Grammophons bin ich in 3800 Metern Höhe auf den Gletschern des Groß-Venedigers begegnet und auf der Toilette des Anhalter Bahnhofs. In diesen abgelegenen und sonst so stillen Räumen hatte der musikliebende Besitzer sich mit seinem Liebling eingeschlossen und spielte das den Umständen angemessene Lied: „Wenn du einmal dein Herz verschenkst, dann schenk’ es mir!“

Soll er spielen, was er will, solange er sich eingeschlossen hat! Raum ist in der kleinsten Hütte für ein großes Grammophon. Aber *eine* Frage läßt mir keine Ruhe: Woher kommt es, daß die Grammophone immer soviel frische Luft nötig haben? Warum müssen alle Leute, sobald sie ihr Grammophon anstellen, immer sofort die Fenster aufmachen? Das war bei den Klavieren nicht. Wer Klavier übte oder auch Waldhorn, früher als es solche altmodischen Instrumente noch gab, der konnte das auch bei geschlossenen Fenstern. Das Grammophon aber braucht frische Luft und offene Fenster. Warum bloß? Warum *muß* das Fenster auf sein, wenn das Grammophon spielt? Das ist ein Rätsel, das auch Edison noch nicht gelöst hat. Und dadurch, daß sich nun herausstellt, daß die Lautsprecher des Radio auch immer frische Luft und offene Fenster nötig haben, genau wie das Grammophon, dadurch wird das Rätsel auch nicht kleiner...

„Konservenmusik“

„Konservenmusik!“ sagten höchst verächtlich die gebildeten, vor allem die musikalisch gebildeten Leute vom Grammophon noch vor zehn oder zwanzig Jahren. Es waren dieselben Leute, die damals noch zu fein und zu gebildet waren, ins Kino zu gehen. Heute gehen sie alle hin. Heute haben sie auch beinah alle ihr Grammophon. Und die ganz modernen Musiker, wie Strawinsky, schreiben und machen eigens für Schallplatten gedachte Musik.

Es hat sich viel geändert. Nicht nur der Geschmack und das Urteil der feinen und auch der nicht-feinen Leute! Wenn wir an die frühen Grammophone denken, die damals noch „Phonograph“ oder „Sprechmaschine“ hießen, aus deren drohend auf unser Ohr gerichteten Blechtrichtern ungeheuerliche Geräusche krächzten, von denen man im besten Fall behaupten konnte, sie hätten eine entfernte Ähnlichkeit mit Musik, dann kommt uns der Ausdruck „Konservenmusik“ sogar noch recht wohlwollend vor. Aber zwanzig Jahre sind eine lange Zeit. Wie hat sich inzwischen die Schallplattentechnik verbessert!

Es kommt aber immer noch auf den Apparat an. Ein und dieselbe Platte, auf drei verschiedenen Apparaten gespielt, ist dreimal eine andere Platte. Die Qualität des Grammophons ist wichtiger als die Qualität einer Geige. Da ich hier aber keine Reklame machen will und darf, kommt der Name „Sowieso“ nicht über meine Lippen. Es gibt übrigens mehrere wirklich gleichwertige Namen. Aber die Wahl des Apparats ist und bleibt das wichtigste!

*

Aber das Grammophon tötet die Hausmusik! – Tut es das? Gewiß gab es früher mehr Klaviere als heute. Und

wenn Martha zwölf Jahre alt war, mußte sie neben anderen Handarbeiten Klavierspielen lernen. Das ist heute nicht mehr so. Aber ist es schade drum? *Die* Martha, um deren musikalische Begabung es schade ist, die wird wohl auch heute noch, trotz ihres Grammophons, den Weg zum Klavier, zur Geige oder zum Gesang finden. Und die *wirklich* musikalischen Familien (schöne deutsche National-Spezialität!) werden wohl durchs Grammophon nicht plötzlich unmusikalisch geworden sein. – Sicher sorgt das Grammophon für ein bißchen Auswahl unter den Ausübenden der früher allgemein und ohne Rücksicht auf Begabung üblichen Hausmusik. Wer mit dem Grammophon konkurrieren will, muß schon ein bißchen was können. Eine gute Grammophonplatte ist uns lieber als eine mittelmäßige Klavierspielerin. Ist das ein Fehler?

Etwas anderes aber wird durchs Grammophon tatsächlich bedroht: das in Deutschland sowieso schon seltene Konversationstalent, die Gabe der Unterhaltung. Früher, wenn man Gäste hatte, mußte man sich wenigstens ein bißchen Mühe geben, sie zu unterhalten. Heute stellt man das Grammophon an. Einer hübschen Platte zuzuhören, ist unter Umständen bedeutend angenehmer als Frau Meyer zuzuhören, – aber nicht unter allen Umständen. Bequemer allerdings ist es unter allen Umständen.

*

„Ich bin auch musikalisch. Ich spiele Grammophon.“ – Alter Scherz! Und nicht mal richtig! Wären bloß alle Leute, die Grammophon spielen, ein bißchen musikalisch!

Grammophonspielen ist keine Kunst. Aber ein bißchen Verständnis gehört auch dazu. Gräßliche Grammophonspieler gibt es!

Da gibt es eine Sorte, die können nur bei offenem Fenster spielen. Ihr Grammophon braucht frische Luft. Am

liebsten tragen sie es auf den Balkon. Liebe Nachbarn sind das!

Andere wieder tun nie den Mund auf, sympathisch schweigsam sitzen sie da. Aber kaum ist das Grammophon angestellt, dann werden sie munter, reden und reden. Sie müssen unbedingt Caruso übertönen! Und ein süßer, leiser Blues entlockt ihnen unweigerlich den neuesten Börsenwitz. Stellt man dann resigniert das Grammophon ab, versinken sie sofort wieder in träumerisches Schweigen. Sie sprechen *nur* solange das Grammophon spielt.

Auch jene liebe ich nicht, die nur eine Lautstärke, nur eine Sorte von Nadeln kennen. Von den leisen Holz-nadeln bis zu den Dingen mit Lautverstärkung gibt es vom pianissimsten Piano bis zum Militärmarsch-Fortissimo jede wünschbare Grammophon-nadel. Aber das wird ignoriert! Der süße Flüsterer Jack Smith muß wie eine Trompete brüllen! Ich liebe das nicht. Und auch jene liebe ich nicht, die alles im gleichen Hundert-zwanzig-Kilometer-Tempo herunterrasseln.

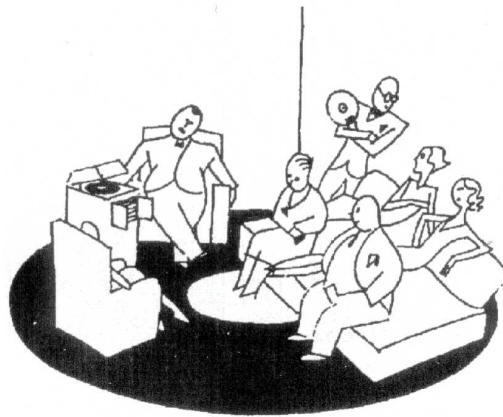
Oh, es gibt gräßliche Grammophonspieler! Grammophonspielen ist gar nicht so einfach. Spiel mir dein Grammophon – und ich will dir sagen, wie un-musikalisch du bist! Zeig mir deine Platten, und ich will dir sagen, wer du bist!

*

Das Grammophon selber tut niemand etwas. Es kann so schön schweigen. Es schweigt, wenn wir wollen. Und es singt, wenn wir wollen. Es kann ganz leise und zart sein, wenn wir traurig sind. Und es ist lustig, laut und fröhlich, wenn wir lustig, laut und fröhlich sein wollen.

Und man kann so schön mit ihm allein sein! – Saufen ist ganz gut, wenn einem mies zu Mute ist. Grammophon ist manchmal besser. Und nicht so ungesund.

„Wenn ich allein bin“ – fängt ein Gedicht von Ringel-
natz an. Wenn ich allein bin, spiel ich manchmal Gram-
mophon. Es braucht nicht immer die neueste Platte zu
sein. Es ist sogar meistens *nicht* die neueste Platte.
Grammophonplatten haben ihre Erinnerungen – (die
manchmal mit der Melodie, die da gespielt wird, direkt
gar nichts zu tun haben) – laßt uns Erinnerungen spielen
– wenn wir allein sind!



Muß das sein?

Wenn einer einen Schnupfen hat, dann kann er sich deswegen nicht gleich krank melden und mit der Arbeit aufhören. Der Mann muß hinaus ins schnupfenfeindliche Leben! In die Bahn, in die Elektrische! Und da sitzt er dann mit seinem Schnupfen und niest und hustet seinen bisher noch schnupfenfreien Nachbarn die Ohren voll. Ein unsichtbares Sperrfeuer niedlicher, kleiner, unsichtbarer Bazillen läßt er auf uns los. Das ist uns nicht sehr angenehm. Mißtrauisch rücken wir beiseite. Aber wir haben nicht das Recht, böse auf den Schnupfenmann zu sein. Was soll der Arme machen? Er fährt ja seinen Schnupfen nicht zu seinem Vergnügen spazieren, er muß zur Arbeit.

Anders wird es schon, wenn der gute Schnupfen-Nachbar seinen Schnupfen, seinen Husten, seine „Grippe im Anzug“ dann abends noch ins Kino führt, ins Theater, ins Konzert. Da haben wir schon das Recht, ein bißchen ärgerlich zu sein. Niemand zwingt den Erkälteten, mit seiner Erkältung ins Kino zu gehen. Der liebe kleine Bazillenherd soll ruhig zu Hause bleiben! Aber allen Grund, böse zu sein, haben wir, wenn die Erkälteten, die Husten- und Schnupfen-Leute, die Grippe-Kandidaten, uns ihre Bazillen-Menagerie lieb und freundlich mit zu Besuch bringen, ins Haus, zum Abendessen, zur Abendgesellschaft.

„Tag! Wie geht's Ihnen?“ – „Ha-psch! Ich habe einen furchtbaren Schnupfen.“ – „Das ist aber lieb von Ihnen, daß Sie den mitgebracht haben!“

Und dann sitzt die holde Schnupfendame den ganzen Abend an deiner Seite oder dir gegenüber, in Abendkleid und dünnen Seidenstrümpfen, eine rote Nase im Gesicht, und macht „ha-psch! ha-psch!“ und niest dir in die Suppe, auf den Teller und ins Gesicht und sagt: „Ich

glaube, es wird eine Grippe werden. Morgen will ich mal im Bett bleiben. Aber Ihre Einladung wollte ich doch nicht absagen!“ Und dann mußt du noch höflich sein und sagen: „Das ist aber wirklich reizend von Ihnen, gnädige Frau!“

Und wenn du Glück hast, bist am anderen Tage du es, der im Bett liegt mit der Grippe, die dir dein lieber Gast so fürsorglich ins Haus gebracht hat.

Muß das sein?

Mancher muß mit einem Schnupfen und sogar mit einer leichten Grippe immer noch zur Arbeit. Leider! Aber ins Kino muß er nicht! Und in Gesellschaft erst recht nicht! Die Anwendung von Typhus- und anderen Bazillen im Kriege wird als die höllischste Gemeinheit überall gebrandmarkt. Nun ist ein Schnupfen noch lange kein Typhus, aber zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört er nicht, und aus einer „leichten Grippe“ kann schon eine böse Sache werden.

Was im Kriege eine Niederträchtigkeit wäre, das soll im Gesellschaftsleben eine Höflichkeit sein? Weil man eine Einladung nicht „absagen“ will, oder auch weil man sich von einer Gesellschaft irgendwas verspricht, läßt man eine ganze Bazillen-Menagerie in die Salons los und unterhält seine Tischnachbarn mit geistreichen „Ha-psch! Ha-psch!“, untermischt von lieblichen Hustenkoloraturen?

Muß das sein? Müssen wir da noch höflich sein und sagen: „Das ist aber reizend von Ihnen, daß Sie trotzdem gekommen sind“?

„Ach, mir macht so ein Schnupfen gar nichts aus!“ – „Danke schön, gnädige Frau! Aber mir! Sie sind mir ein lieber und willkommener Gast, aber nicht Ihr Schnupfen oder Ihre Grippe! Gehen Sie lieber nach Hause und legen Sie sich zu Bett! Das ist besser für Sie! Und auch für Ihren Schnupfen. Und – ehrlich gesagt – auch für mich!“

Kühe Tag für Tag Eine Schilderei

Das kleine Berghotel, in dem ich wohne, hat seine eigene Viehherde. Sie besteht aus fünf Kühen, einem Kälbchen und zwei Schafen. Sie wohnen alle zusammen in einem Stall, etwa hundert Meter abseits, und weiden den ganzen Tag auf den Wiesen und in den kleinen Waldstücken, in deren Mitte das Hotel liegt.

Morgens, wenn die Sonne aufgegangen ist, kommt der Junge, der sie hütet, und läßt sie heraus. Dann stehen sie eine Zeitlang stumm und steif vor ihrem Stall, als ob sie sich wunderten, daß da alles noch so ist wie am Tage vorher. Der Junge ist inzwischen schon vorausgegangen und verschwindet im Walde. Sie sehen ihm nach – und nach einer Weile entschließen sie sich, hinterherzugehen. Sie beeilen sich nicht. Sie haben Zeit. Sie wissen gar nicht was das ist: Zeit. Langsam wandeln sie dahin, bleiben stehen, setzen sich wieder in Marsch, bleiben wieder stehen, sehen vor sich hin auf das Gras, heben den Kopf, sehen in den Wald hinein, dahin, wo der Junge verschwunden ist – und setzen sich wieder in Marsch. Wenn eine stehen bleibt, bleiben sie alle stehen. Wenn eine sich in Marsch setzt, setzen sich alle in Marsch. Langsam, langsam. Langsamkeit ist die Mutter ihres Daseins. Die Menschen sind ihnen nicht weiter unangenehm – aber zu schnell. Die Hunde aber, die noch schneller sind als die Menschen, diese unvernünftig schnellen und unberechenbaren Wesen, können sie gar nicht ausstehen.

Auch die beiden Schafe, die mit ihnen weiden, sind ihnen fremd. Sie sind zu klein. Eine anständige Kuh ist nicht so klein. Und auch nicht so schnell.

Die beiden Schafe aber wissen davon nichts. Sie fühlen sich ganz wohl unter diesen großen langsamen Tieren

und gehen dahin, wo sie hingehen. Sie können sie auch ruhig etwas vorausgehen lassen. Sie kommen immer noch schnell genug hinterher. Und wo die Kühe nichts mehr finden, da finden sie immer noch etwas zu fressen. Sie lieben sich, diese beiden Schafe. Oder zum mindesten liebt das eine das andere. Dieses eine ist dick und braun und hat ein dichtes, schmutzig-fettes Wollfell. Es läuft getreulich hinter dem anderen her, das kleiner, heller und zierlicher ist. Es läuft ihm nie voraus, ist immer ein paar und nie mehr als ein paar Schritte hinter ihm. Am liebsten aber steht es dicht neben ihm. Seite an Seite. Welch ein Unglück, wenn man die beiden trennen wollte! Manchmal dürfen sie nicht mit. Dann bindet der Junge das kleine, helle, zierliche Schaf mit einem langen Seil an einen Baum. Erst läuft es noch etwas hinter den abziehenden Kühen her – solange das Seil reicht. Dann bleibt es stehen, weil es stehen bleiben muß. Und mit ihm bleibt das dicke, braune stehen. Es ist nicht angebunden, es könnte mit den anderen gehen. Aber es geht nicht. Es bleibt bei seinem angebundenen Freund. Die anderen, die Kühe, marschieren hinter dem Jungen her.

Ist es wohl richtig, wenn ich mich zu erinnern glaube, daß der Gott der alten Juden einmal vor ihnen herzog in Gestalt einer Wolke? Durch die Wüste oder durch das Rote Meer? – Für sie, für die Kühe, ist ihr Junge diese göttliche Wolke. Wohin er sie führt, dahin gehen sie. Wenn er sich ins Gras legt, um zu schlafen, dann weiden sie um ihn herum. Wenn er aufsteht und weitergeht, dann wandeln sie hinter ihm her. Erst stehen sie ein Weilchen und sehen ihm nach. Aber wenn sie begriffen haben, daß er wirklich weitergeht und nicht die Absicht hat, wieder umzukehren, dann setzen sie sich in Marsch und wandeln hinter ihm her.

Wenn ein anderer Mensch vorbeikommt, so scheint sie das in Erstaunen zu versetzen. Sie hören auf zu grasen,

heben den Kopf und sehen mich lange an. Sie begreifen vielleicht, daß ich ein ganz ähnliches Wesen bin wie ihr Junge. Aber sie begreifen auch, daß ich doch nicht ihr Junge bin. Und wenn sie das begriffen haben, beginnen sie wieder zu grasen und setzen ihren Weg fort, ohne weiter Notiz von mir zu nehmen. Was für eine Bedeutung könnte ich auch für sie haben? Ein schnell vorübergehendes, unvernünftiges Wesen! Ihr Junge ist da. Das genügt.

In den Gärten, an denen sie vorüberkommen, wachsen herrliche Pflanzen, Mangold, Salat, Kohl und noch ein anderer Kohl. Langsam steigen sie über den Grabenrand hinunter. Aber die göttliche Wolke will es nicht haben, daß sie von diesen köstlichen Pflanzen fressen. Schreiend und schimpfend kommt sie angelaufen und wirft mit Steinen. Seltsame Gesetze hat dieser böse Gott, der manchmal so gut sein kann. Aber man muß ihm folgen! Und gehorsam klettern sie aus dem Paradies hinaus auf die alltägliche Wiese.

Mittags geht die Wolke essen. Langsam wandeln sie hinterher, aus dem Wald heraus, über die Wiesen. Und dann stehen sie, während er ißt und seine Angelegenheiten besorgt, – eine Stunde, zwei Stunden, vor dem verschlossenen Stall – legen sich nieder und kauen die Erlebnisse des Vormittags durch, wandeln zum Brunnen und sehen lange in das Wasser, ohne zu trinken, legen sich nieder und kauen wieder. Und dann wandeln sie wieder hinter der zu-Mittag-gegessenen habenden Wolke über die Wiesen in den Wald.

Sie sind braun, rotbraun, grau und schwarzgrau und haben breite Lederbänder um den Hals, an denen hängen große, schwere Glocken. Ein ewiges Geläute und Gebimmel begleitet ihren Weg über die Wiesen und durch den Wald. Es beginnt mit dem ersten Schritt, mit dem sie morgens aus dem Stall kommen, und verstummt erst am Abend, wenn sie wieder im Stall verschwinden.

Das Kälbchen ist schwarz. Aber von einem Schwarz, dem man schon ansieht, daß es eines Tages braun sein wird. Es läuft hinter seiner Mutter her. Es kümmert sich gar nicht um die göttliche Wolke. Auch um die anderen Kühe kümmert es sich nicht. Nur die Mutter ist von Wichtigkeit. Hinter ihr läuft es her, steht neben ihr und legt sich neben ihr ins Gras. Die Mutter ihrerseits kümmert sich gar nicht um das Kälbchen. Es ist schon groß genug. Es kann schon alleine grasen. Weshalb läuft es immer neben ihr? Sie stößt sogar manchmal nach ihm mit einer ärgerlichen Kopfbewegung. Dann geht das Kleine ein paar Schritte zurück. Aber gleich kommt es schon wieder und sieht gedankenvoll auf den Schwanz der Alten.

Manchmal stehen alle anderen Kühe um das kleine Kalb herum und sehen es an, als wollten sie sagen: „Etwas klein! Sehr klein!“ Aber da sich nichts weiter ereignet, fangen sie wieder an zu grasen.

Abends geht die Wolke nach Hause. Dann ist die Stalltür nicht, wie am Mittag, geschlossen, sondern weit geöffnet. Und eine nach der anderen gehen sie, nachdem sie noch einmal in den Brunnen geguckt haben (einige müssen wohl auch trinken), durch die weit offene Tür in ihr Haus. Da drinnen ist es dunkel. Und man sieht nichts weiter von ihnen.

So ist es jeden Tag. Morgens ist die Stalltür weit geöffnet, damit man hinausgeht. Und abends ist sie geöffnet, damit man hineingehen kann.

Aber heute ist etwas Außerordentliches passiert. Als sie nach Hause kommen, steht in der offenen Stalltür eine Schiebkarre. Das ist ja ganz unglaublich! Die fünf Kühe, das Kälbchen und die beiden Schafe stehen angewurzelt still und besehen das erstaunliche Ereignis. Eine Schiebkarre steht in der Tür? Lieber Gott im Himmel, was mag das bedeuten?

General Knusemong

Silvesterabend. – Der Grog, der Punsch, die Feuerzangenbowle sind bereit. Bald ist es zwölf. Jeder hält sein volles Glas in der Hand. Durch die geöffneten Fenster strömt die kalte, frische Winterluft herein. Wir warten auf die zwölf bedeutungsvollen Glockenschläge.

Das letzte Glas im alten Jahr haben wir getrunken. Still, ohne Lärm und ohne Reden muß es getrunken werden, nach altem Ritus! Im Gedenken an das vergangene Jahr, an das, was nicht wiederkehrt, an die, die nicht wiederkehren.

Und nun? Wem gilt das erste Glas im neuen Jahr? – Nach einem ebenso alten Ritus: Dem General Knusemong!

Wer ist „General Knusemong“? „General Knusemong“ stammt aus Westfalen. Doch ist er weder General, noch heißt er eigentlich „Knusemong“. – Das ging vielmehr so zu: Als damals, vor etwas mehr als hundert Jahren, die Franzosen nach Westfalen kamen und ihr König Jérôme, von Napoleons Gnaden, der König „Immer-lustick“, in Münster residierte, da ließen die französischen Offiziere und Soldaten sich den deutschen Wein und vielleicht auch deutschen Grog und Punsch gut schmecken und tranken einander zu und sagten dabei: „Que nous aimons!“ „Auf das, was wir lieben!“ Und die biederen Westfalen hörten sich das an und verstanden so etwas Ähnliches wie „Knusemong“ und hielten das wohl für einen Namen. Und da alle Franzosen, die kennenzulernen sie das unfreiwillige Vergnügen hatten, Soldaten und Offiziere waren, so setzten sie ein „General“ davor. Und da die pokulierenden Franzosen, wenn sie „que nous aimons“ sagten, ausnahmsweise fröhlich aussahen, so gefiel den guten Westfalen von allem, was die Franzosen sagten, auch ausnahmsweise dieser Spruch. Und

wenn sie nun ihrerseits beisammensaßen und pokulierten, dann erhoben sie ihre Gläser, wie sie's bei den Franzosen gesehen hatten, und sahen sich vergnügt an und sagten: „Prost, General Knusemong!“
Und da wir aus Westfalen sind, so ist es Tradition geworden in meiner Familie: das erste Glas im neuen Jahr gilt: „General Knusemong“. – Que nous aimons! Auf das, was wir lieben! Und dabei kann sich nun jeder denken, was er mag. Und das ist immer das Beste bei einem Trinkspruch. Auch in der Silvesternacht. – Bums! Da schlägt es draußen zwölf!

Menschen unterwegs. Skizzen

Wechselnde Landschaften unter wechselndem Himmel – immer einer der größten Reize, eines der schönsten Wunder des Reisens. Nebel im Elbetal, Sonne am Rhein, Schnee auf dem Gotthard, Sommer am Mittelmeer – herrliche Reise!

Nicht gerade immer schöner, interessanter als alle Landschaften aber sind mir die Menschen unterwegs.

*

In den Speisewagen zwischen Genua und Ventimiglia kommt eine englische Familie. Eine stattliche Familie: Vater, Mutter und fünf Söhne. Die Mutter sieht so aus, wie eben eine Mutter von fünf Söhnen aussieht. Eine stattliche, würdige, liebe alte Dame. „Alte“ Dame? „Ältere“ Dame sagt man in diesem Falle, wenn man ausdrücken will, daß sie noch nicht so arg alt ist. Der Vater ist noch etwas jünger, trotz seiner grauen Haare und der fünf Söhne. Es ist beinah, als ob er zu den Jungen gehörte und als ob die Mutter sechs Söhne hätte. Die fünf sind etwa vierzehn, fünfzehn, sechzehn, siebzehn und achtzehn Jahre alt. Es ist aber auch möglich, daß Zwillinge darunter sind. Hübsche, gesunde Jungen. Wohlerzogen – aber nicht zu wohl. Richtige Jungen. Nur der Älteste ist schon beinahe ein junger Herr. Er könnte schon eine Freundin haben. Und er wird auch wohl. Denn er ist eine Schönheit. Die anderen vier sehen weniger nach Freundinnen als nach Freunden aus. Wie sich das für Jungen gehört. Sie sind nicht eigentlich schön – aber niedlich. Und obwohl sie alle eine gewisse Familienähnlichkeit haben, sehen sie doch alle ganz verschieden aus. Der Jüngste hat hellblonde Locken und eine Stupsnase. Dann kommen zwei, die vielleicht Zwillinge sind – braunes Haar, braune Augen und das

ganze Gesicht voll Sommersprossen. Es sind die beiden „Bengels“ der Familie, zu allerlei Streichen aufgelegt, mit nicht ganz sauber gewaschenen Händen, die wilden Haare in der Stirn, und in Gesellschaft ein bißchen verlegen. Bis sie ihr Glas Wein getrunken haben – dann werden sie lustig und flüstern sich faule Witze ins Ohr, über die sie bersten wollen vor Lachen. Der Siebzehnjährige ist schon beinahe, und der Älteste ist ganz erwachsen. Der eine ist blond, der andere brünett. Der eine hat schöne dunkle, der andere noch schönere hellgraue Augen, die in seinem braunen Gesicht noch heller aussehen, als sie in Wirklichkeit sind. Man sieht durch sie hindurch wie durch zwei helle Edelsteine.

Das offizielle Mittagessen ist vorüber. Die sieben bekommen gesondert serviert. Und nun kriegt jeder etwas zu tun. Vater gibt die Suppe aus, der Älteste das Fleisch, der Zweite das Gemüse. Und so teilt jeder jedem etwas aus, und jeder nimmt sein Amt sehr wichtig. Nur Mutter hat nichts zu tun. Sie sitzt dabei und läßt sich bedienen und sagt jedesmal: „Danke schön!“ – und freut sich über ihre Kinder.

Und es würde mich auch freuen, fünf so große, wohlgewachsene Söhne zu haben. Fünf! – da lohnt es sich erst richtig, Vater zu sein.

*

In Ospedaletti, in dem kleinen Café, hoch überm blauen Sommermeer, gibt es auch eine Familie. Dieser Familie geht es wohl nicht ganz so gut und sorgenlos wie der im Speisewagen. Sie macht Musik.

Hier sind nicht fünf, sondern nur drei Söhne. Vierzehn – der spielt Geige, sechzehn: Banjo, achtzehn sitzt am Schlagzeug, manchmal auch am Cello. Die Stelle der Mutter muß die Tochter vertreten. Sie ist die Älteste und sitzt am Klavier. Vater hat eine silberne Flöte. Aber er spielt sie nur selten. Er sitzt im Hintergrunde und hört

zu. Er ist der begeistertste Zuhörer im ganzen Café. Sein Liebling ist der Kleine, der Vierzehnjährige, der die Geige spielt, das Wunderkind.

So arg weit her ist es wohl nicht mit dem Wunder. Er kämpft sich schlecht und recht durch sein Notenblatt, der Kleine, mit seinen ungelinkigen Jungensfingern. In seiner kurzen Schülerhose, mit zerschundenen Knien, sieht er aus wie ein kleiner Junge, der lieber Fußball als Geige spielt. Nur seine schwarzen Augen sehen schon etwas reichlich ernst und wissend aus für seine vierzehn Jahre.

Manchmal, wenn er ein neues Notenblatt bekommt, mit einem neuen schwierigen Foxtrott oder Charleston, dann fällt ihm wohl ein bißchen das Herz in seine kurzen Schülerhosen, und hilfeschend sieht er sich nach Vater um. Aber der nickt ihm freundlich und aufmunternd zu. Und so geht es denn nun los. Und es geht auch wirklich ganz gut. Denn die großen Geschwister nehmen ein bißchen Rücksicht auf den Kleinen, und mit ihrer Hilfe und Begleitung kommt er ganz gut über die schwierigen Stellen hinweg. Vater aber ist ganz begeistert. Und da niemand sonst applaudiert in dem kleinen Café, klatscht er selber seinem kleinen Liebling Beifall. Und der nimmt sein Notenblatt, dreht sich um, legt die Hand mit dem Notenblatt aufs Herz und macht seinem Vater eine ernsthafte kleine Verbeugung. – Und da müssen sie nun alle herzlich lachen – und der Alte lacht am meisten.

*

Noch eine Familie gibt es in Ospedaletti. Sie besteht aber nur aus Mutter und Kind.

Die Mutter ist klein und grau. Und das Kind ist noch kleiner und noch grauer. Es ist ein Eselsfohlen. Geduldig steht es im Schatten der Mutter. Denn es ist schon recht heiß in den Mittagsstunden, und die Sonne sticht vom wolkenlosen Himmel. Seine kleinen schwarzen Hufe

stehen so bescheiden und dicht beieinander, daß sie wohl beinahe Platz auf einem großen Teller hätten. Sein Fell ist vom feinsten Grau, das man sich denken kann. Und sein großer, viel zu großer, schwerer Kopf sieht nachdenklich vor sich hin auf die Erde.

„Dies ist also nun das Leben?“ würde es denken, wenn es das dächte, was wir uns denken, wenn wir es sehen.

Die Mutter kaut an einer Distel und sieht ebenso still vor sich hin wie das Kleine. Sie ist vor einen winzigen Kutschwagen gespannt. Und ihr Herr wartet auf Eltern, die ihre Kinder spazierenfahren lassen wollen.

Und nun kommt eine feine Dame – blond und rosa – und will ihren kleinen Jungen – blond und blau – spazierenfahren lassen. Der Junge ist noch sehr klein und fürchtet sich, allein zu fahren. Er hält die Hand seiner Mutter fest. Und die rosa Mama muß nun nebenher laufen, als das kleine Fuhrwerk sich in Bewegung setzt, und muß ihren Jungen an der Hand halten.

Und das kleine Eselsfohlen setzt sich auch in Trab und läuft dicht neben seiner Mutter her. Und die Mama hält von Zeit zu Zeit an und sieht sich nach ihm um und legt ihren großen, guten Eselskopf sanft auf den Rücken des Kleinen. Und das hält ganz still und sieht vor sich hin auf die Erde.

Nachwort

Hans Siemsen gehört zu jenen Schriftstellern der Moderne aus Westfalen, die trotz ihrer eigenen Heimatbindung nur selten mit dem Land ihrer Herkunft verbunden werden, weil sie früh der Enge der Provinz entgingen und in der Welt der Großstädte, anderer Länder und der Künste das Weite suchten. Am 27. März 1891 in dem Dörfchen Mark bei Hamm als jüngstes von fünf Kindern eines evangelischen Pfarrers geboren – eine seiner Schwestern war die spätere sozialistische Pädagogin Anna Siemsen (1882–1951), von der Kurt Tucholsky sagte, sie sei „eine der klügsten Frauen Europas“ –, erlebte Siemsen dort und seit Ende 1901, nach der Pensionierung des Vaters, in Osnabrück glückliche, aber auch streng behütete Kinder- und Jugendjahre, an die er sich in seinen Feuilletons, vor allem zur Weihnachts- und zur Osterzeit, dann noch oft und gerne erinnern sollte. Verschwiegen werden in diesen nostalgischen Erinnerungen dagegen die Krisen der Pubertät, die verstärkt, wenn nicht ausgelöst wurden durch das Bewusstwerden einer homosexuellen Disposition, und die schließlich dazu führten, dass er das Osnabrücker Gymnasium ohne Abitur verlassen musste.

In seinem späteren Großstadtleben hat Siemsen sich offen zu seiner Homosexualität bekannt, in politischen Artikeln bekämpfte er mit seltenem Mut den menschenverachtenden § 175, und auch literarisch scheute er sich nicht, das Thema der Männerliebe zu behandeln, namentlich in den erotisch zarten „Jungengeschichten“ *Das Tigerschiff* (Frankfurt/M.: Querschnitt-Verlag, 1923; mit Radierungen der Freundin Renée Sintenis), in den anklägerischen „Briefen eines Unbekannten“ *Verbotene Liebe* (Berlin: Die Schmiede, 1927) und in der authentisch berichteten *Geschichte des Hitlerjungen Adolf Goers*

(Düsseldorf: Komet-Verlag, 1947; zuerst 1940 in englischer Übersetzung unter dem Titel *Hitler Youth* in London erschienen). Bis zu solcher Freiheit aber, die in einer ‚ordentlichen‘ Bürgerstadt wie Osnabrück nicht zu leben war, sollte es ein weiter Weg sein, der den jungen, kunstbegeisterten Siemsen nach einer Buchhandelslehre um 1912 zunächst nach München führte, wo er eine Zeitlang im Verlagswesen tätig war, vor allem aber kunstgeschichtliche Vorlesungen hörte und in den Kneipen und Cafés der Schwabinger Boheme verkehrte. Einen zweiten Fluchtpunkt seiner lebenshungrigen Sehnsüchte entdeckte er 1913 bei einer ersten Reise nach Paris, der noch viele weitere Aufenthalte in Frankreich folgen sollten, als Gast, aber auch als Soldat und Emigrant. Mehrere Monate blieb Siemsen an der Seine; sein aufgeschlossenes, jugenhaftes Wesen ließ ihn auch hier bald Zugang zu einem kleinen Kreis vornehmlich deutscher Künstler finden, der sich im Café du Dôme traf. Zu ihnen gehörte der ebenfalls schwule Malerdichter Rudolf Levy, dessen skurrile *Lieder des alten Morelli* Siemsen 1922 als Privatdruck der Galerie Flechtheim herausgab, mit einer Lithographie Rudolf Grossmanns und Zeichnungen von Jules Pascin.

Mehr noch als das leichtsinnige Bohemeleben in Schwabing machten die Abenteuer am Montparnasse Siemsen zu einem kosmopolitischen Menschen und streiften ihm alles Provinzielle ab. Zugleich erfuhr er spätestens hier seine künstlerische Initiation. Mit der malerischen Begabung war es zwar nicht so weit her, wie er es sich gewünscht hätte – sein Enthusiasmus für die bildenden Künste wirkte sich auch später nur in Freundschaften mit Malern, in eigenwillig-subjektiven Kunstkritiken und in etwas undurchsichtigen Kunstgeschäften aus –, dafür aber entdeckte er nun seine literarische Ader und verfasste erste kleine Prosaskizzen, in denen er tagebuchartig seine Eindrücke und Erfahrungen in dem für ihn

noch fremden Land festhielt. Zusammen mit weiteren Reiseerinnerungen erschienen sie 1920 bei Kurt Wolff in München unter dem – eine ständige Redewendung des Vaters zitierenden – Titel *Wo hast du dich denn herumgetrieben?*. Eine ähnliche Sammlung mit eigenen „Erlebnissen“ (wie der Untertitel beider Bücher treffend lautet), *Paul ist gut*, folgte 1926 bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, und mit einigem Recht könnte das vorliegende Lesebuch als ein dritter Band in dieser Reihe gelten.



Hans Siemsen – Zeichnung von B. F. Dolbin

Hans Siemens Prosaskizzen, die sich in ihrer Kürze und ihrem unterhaltsamen Plauderton hervorragend für den Abdruck in Tageszeitungen eigneten und ihm lange Zeit eine regelmäßige Einnahmequelle boten, gelten nicht als seine Hauptwerke, und doch gehören sie zweifellos zum schönsten und tiefsten, was er geschrieben hat. Würde man all die vielen, erst zum kleineren Teil bibliografisch erfassten ‚Erlebnisse‘, die bis zum Exil entstanden, chro-

nologisch aneinander reihen, so erhielte man die sehr persönliche, auf Alltagswahrnehmungen konzentrierte Biografie eines sensiblen Zeitzeugen, die größeren Aufschluss über die Hoffnungen und Ängste der Menschen jener längst entschwundenen Jahre bieten würde als so manche mentalitätsgeschichtliche Sozialstudie. Gleichwohl sind diese selbstbezogenen Texte keineswegs selber historisch geworden. Mögen sich die Kulissen auch verändert haben, durch die sich dieser aufmerksame Flaneur auf dem Boulevard des Lebens bewegte, so berühren die meisten dieser unaufgeregten und unpräzisen, aber um so genauer beobachteten Augenblicksbilder doch heute noch wie ehemals, da sich in ihnen liebens- und hassenswerte Eigenschaften der menschlichen Natur abbilden, die wohl allezeit unveränderlich bleiben werden und sich in den alltäglichen Anforderungen des Lebens gewiss eher offenbaren als in unwahren, ‚literarischen‘ Sensationen. Allen diesen Texten eingeschrieben ist das Bedürfnis, eigene Erfahrungen von Freude und Leid mit den Lesern zu teilen, andere durch solches ‚Mitteilen‘ zu bereichern und dadurch selber reicher zu werden. Nicht zuletzt zeigt sich in ihnen eine Liebe zum Leben, die zu groß war, um kostbare Zeit an handlungs- und gedankenreiche Romanerfindungen zu verschwenden. Noch die Bücher *Verbotene Liebe* und *Die Geschichte des Hitlerjungen Adolf Goers* gehen, wenn nicht auf eigene, so doch auf fremde Erlebnisse zurück, und auch der 1931 bei Rowohlt in Berlin erschienene Band *Rußland – ja und nein*, der durch den ungewohnt differenzierten, unparteiischen Blick auf die Wirklichkeiten der jungen Sowjetunion links wie rechts für Furore sorgte, ist letztlich nichts anderes als eine wenig geordnete Sammlung unterschiedlicher Reiseeindrücke.

In zeitgenössischen Kritiken hat man dem Autor der „Erlebnisse“ *Wo hast du dich denn herumgetrieben?* und *Paul ist gut* bisweilen den Vorwurf sentimentaler Schwäche

gemacht. Tatsächlich muten sie in ihrer kindlich-naiven Diktion und ihrem ungebrochenen Vertrauen auf menschliche Güte – mit den Worten Annette Kolbs – wie „Märchenbücher für Erwachsene“ an. ‚Märchenhaft‘ wirken sie vor allem deshalb, weil sich in ihnen eine menschenfreundliche, lautere Gesinnung und eine tiefe Erlebnisfreude an den kleinen Dingen des Lebens aussprechen, Begabungen, die seit jeher selten und kostbar sind. Man darf dies nicht kritisieren, vielmehr muss man Theodor Lücke beipflichten, der 1927 anlässlich einer Berliner Lesung Siemsen ein anschauliches Bild für das Wesen dieser lebens-würdigen Betrachtungen fand:

Um es mit einem Bilde zu verdeutlichen, es ist so: du gehst an einem trüben, hoffnungslosen Tag über die Straße, bist selbst beschwert und hoffnungslos, und plötzlich steht da ein Mensch und streichelt einen kleinen häßlichen Straßenköter, ist gut zu einem schmutzigen, zerlumpten Gassenbengel oder hat ein gütiges, schönes Wort für irgendwelche unbeachtete und geringgeschätzte Dinge seiner Umwelt; und es ist alles plötzlich ganz, ganz anders, die Sonne scheint, und du bist gar nicht mehr hoffnungslos wie vorher; nein, geradezu hoffnungsfreudig bist du jetzt und blickst bejahend und gläubig zu dem gleichwohl immer noch bewölkten Himmel auf, und all dies wegen eines einzigen Menschen.

So leichthin geschrieben die Feuilletonskizzen dieses „einzigsten Menschen“ auch wirken, eher heiter-ironisch als von satirischer Schärfe, zeigt sich doch bereits in solcher Hinwendung zu den Randexistenzen des Lebens ein starker sozialer Affekt, der in anderen seiner Werke zum auslösenden, bestimmenden Element wurde. Zur entscheidenden Erfahrung war auch für Siemsen der Weltkrieg geworden, den er ab Herbst 1916 an der Westfront durchlitt. Zuvor hatte er seit Oktober 1915 in München die Redaktion der literarischen Zeitschrift *Zeit-Echo* geleitet und ihr durch die Auswahl der Autoren und Texte eine pazifistische Tendenz gegeben, sich selbst aber noch

zurückgehalten und auf kulturelle Glossen beschränkt. Das eigene Erlebnis aber ließ ihn zu einem militanten Verächter jeder Form von Krieg, Gewalt und Militarismus werden und zu einem glühenden Verfechter sozialistischer Ideen. Zahlreiche, aus Zensurgründen meist erst nach dem Krieg veröffentlichte Antikriegsartikel und Pamphlete, darunter eine erschütternde Anklage der deutschen ‚Heldenmutter‘ (*Der große Betrug*, um 1922 als Flugblatt der Deutschen Friedensgesellschaft verbreitet), zeugen ebenso davon wie einige Erlebnisberichte in der Sammlung *Wo hast du dich denn herumgetrieben?*; vor allem zu nennen aber sind die 1919 bei Kurt Wolff in Leipzig in der berühmten Reihe „Der jüngste Tag“ herausgegebenen „Aufzeichnungen eines Irren“ *Auch ich – auch du*, Siemsen's erste Buchveröffentlichung und einer seiner wenigen rein fiktionalen, expressionistisch ambitionierten Texte, der den mörderischen Wahnsinn des Krieges im Monolog eines geistig und seelisch zerstörten Soldaten reflektiert.

Nicht nur Krieg und Militarismus, auch jede andere Menschenrechtsverletzung fand in Siemsen künftig einen unerschrockenen Ankläger, sei es, dass er gegen das menschenunwürdige Gefängniswesen anscrieb, wie in der besonders erfolgreichen *Geschichte meines Bruders* (Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt, 1923), sei es, dass er die Todesstrafe verurteilte oder sich für die Abschaffung der sogenannten ‚Moralparagrafen‘ 175 und 218 einsetzte, wie in den „Briefen eines Unbekannten“. Dem Kampf für eine gerechte und humane, sozialistische Gesellschaft blieb er ein Leben lang treu, auch wenn seine anfängliche Begeisterung für eine linke Revolution nach russischem Vorbild schon bald ernüchert worden war. Lieber indes, so scheint es, hätte dieser Dichter nur über das geschrieben, was er lieben konnte.

Seit 1919 lebte Siemsen, unterbrochen nur durch zahlreiche Reisen, die ihn u. a. nach Italien, Frankreich und

bis nach Afrika führten, in der Reichshauptstadt Berlin, die sich in den 20er Jahren in Sachen Kultur und Toleranz mit jeder anderen Metropole der Welt, sogar mit Paris, messen konnte. Für einen schwulen Schriftsteller, der vom Schreiben leben wollte und sich offen zu seinen Liebhabern bekannte, konnte es gar keinen besseren Ort geben als diese Stadt der Verlage, Zeitschriften, Zeitungen, der Theater, Kinos, Varietés, und nicht zuletzt einer lebendigen homosexuellen Subkultur mit zahlreichen eigenen Lokalen und Treffpunkten. Nirgends pulsierte das Leben so heftig wie in diesem modernen El Dorado, nirgendwo anders gab es so viele, bunte Möglichkeiten menschlicher und künstlerischer Begegnung. Besonders enge Freundschaften verbanden ihn mit dem Querdichter Joachim Ringelnatz, der Bildhauerin Renée Sintenis und der Stummfilmdiva Asta Nielsen, eine Kombination unterschiedlicher Künstlertypen, die andeutet, wie vielfältig auch die Interessen Siemsen waren.

Im Berlin der 20er Jahre wurde Siemsen durch Aberhunderte von Beiträgen für die unterschiedlichsten Blätter rasch zu einem der gegenwärtigsten Chronisten dieser schillernden Epoche. Neben anrührenden und skurrilen Alltags- und Reiseimpressionen, von denen einige für dieses Lesebuch ausgewählt wurden, weil sie besonders zeitlos sind, schrieb er nahezu über das gesamte Kulturspektrum der Weimarer Republik, am wenigsten noch über Bücher („Seitdem ich selber zu den Leuten gehöre, die Bücher schreiben, lese ich keine mehr.“). Das Tempo der Zeit war schneller geworden als vor dem Krieg; langatmige Romane wurden von Reportagen, Kurzgeschichten und Gebrauchslyrik verdrängt, statt ins traditionelle Theater gingen die Menschen der Großstadt lieber ins Kino, Revuetheater oder Variété, und anstelle von klassischen Symphoniekonzerten hörten sie die neueste Jazz-Musik aus Amerika. Siemsen war in allen Bereichen auf der Höhe der beschleunigten Zeit, er

konnte über Drahtseiltänzer, Clowns und Jongleure genauso euphorisch schreiben wie über neue Werke von Döblin oder Joyce, und manchmal nutzte er eine *Bücherbesprechung* (1925) kurzerhand zur Vorstellung neuer Jazz-Platten:

Oft bringe ich mir eine neue Platte mit aus der Stadt. Selten ein neues Buch. Ein neues Buch von Edschmid, Bronnen, Radiguet? Es mag ja ganz nett sein, aber ich kaufe mir lieber „What'll I do?“ oder „When Dixie Stars are playing peek-a-boo“. Da ist ja allein der Titel schon ein Gedicht.

Besonders fasziniert war Siemsen vom Kino, das er als einer der ersten mit den traditionellen Kulturmedien gleichsetzte und in seiner Entwicklung mit regelmäßigen, oft kritischen Besprechungen begleitete. Eine Sammlung dieser Arbeiten würde eine umfassende, sehr persönliche Enzyklopädie des deutschen und internationalen Films der 20er Jahre ergeben und wäre sehr zu wünschen. Ein umfangreiches Kapitel darin müsste dem amerikanischen ‚Vagabunden‘ Charlie Chaplin gelten, dessen Genie Siemsen schon erkannt hatte, als noch keiner seiner Filme in Deutschland zu sehen war. 1924 veröffentlichte er im Leipziger Feuer-Verlag denn auch das überhaupt erste deutsche Buch über *Charlie Chaplin*, hervorgegangen aus einer Aufsatzreihe in der *Weltbühne* (Oktober/November 1922), und würdigte darin nicht nur die neue, von der Theaterbühne befreite Kinoästhetik, sondern auch den Menschen und Sozialkritiker, dem er sich innerlich nahe fühlte:

Erst wenn Chaplins menschliche Gestalt, dahintorkelnd durch alle blamablen Unfälle des Lebens, wenig kriegerisch, wenig heldenhaft und eher schüchtern als pathetisch, wenn, sage ich, dieser tragische Clown unsre Heldenbärte und Hindenburg mit einem erstaunten Blick und einer zaghaften Handbewegung weg-, aber radikal weggewischt haben wird: Dann erst wird es in Deutschland wieder so sein, daß wir wieder leben, wieder atmen, wieder denken können.

Wie wir heute wissen, wurden Siemsen's Erwartungen aufs bitterste enttäuscht. Am Ende jenes Jahrzehnts, das so oft als ‚golden‘ beschrieben wird und in seinen Feuilletons so unvergänglich lebendig ist wie in denen Tucholskys, Hessels oder Kästners, trat ein anderer ‚Bartträger‘ auf, verbot Chaplins Filme und den Deutschen schließlich auch das Denken, vielen sogar das Atmen und Leben.

Als linker Pazifist, Antinationalist und Homosexueller von Anfang an gefährdet, emigrierte Siemsen, dem es schwer fiel, die Heimat aufzugeben und seine Freunde, vor allem seinen damaligen Geliebten Willi Schütte, zu verlassen, dennoch erst im Januar 1934 über die Schweiz nach Paris. Trotz ständiger Geldsorgen und wachsender Gesundheitsbeschwerden engagierte er sich hier auf vielfältige Weise in den verschiedensten Emigrantenorganisationen und war auch weiterhin publizistisch tätig: In einer anonymen Broschüre mit dem camouflierenden Titel *Was soll mit den Juden geschehen? Praktische Vorschläge von Julius Streicher und Adolf Hitler* (Paris: Éditions du Carrefour, 1936) ließ er die Naziverbrecher sich durch ihre eigenen Worte entlarven, und in der im Herbst 1938 abgeschlossenen dokumentarischen *Geschichte des Hitlerjungen Adolf Goers* beleuchtete er nicht weniger hellichtig das geheime Innenleben des völkischen Jugendbundes.

Die *Geschichte des Hitlerjungen Adolf Goers* basiert auf mündlichen Erzählungen des jungen Rheinländers Walter Dickhaut, der Anfang 1936 nach brutalen Verhören durch die Gestapo aus Deutschland geflüchtet war und die letzte große Liebe im Leben von Siemsen wurde. Nach dem Ausbruch des Weltkriegs wurden beide getrennt und in verschiedenen französischen Internierungslagern festgehalten, doch gelang ihnen im August 1940 die gemeinsame Flucht nach Sanary-sur-Mer. Nachdem Siemsen dank der Bemühungen der American Guild und

des Emergency Rescue Committee die nötigen Papiere für die Einreise in die USA erhalten hatte, konnte er Ende Mai 1941 mit Walter Dickhaut auf einem überladenen Flüchtlingsdampfer von Lissabon nach Amerika übersetzen. Am 13. Juni 1941 trafen sie in New York ein. Schon im November wurden die Liebenden erneut und endgültig auseinandergerissen, weil Walter wegen seiner einstigen Zugehörigkeit zur Hitlerjugend keine Aufenthaltserlaubnis erhielt und nach Kuba weiteremigrieren musste. Siemsen hat diesen erzwungenen Abschied nie verwunden können und zerbrach daran. Einsam und fast mittellos, dabei nur schlecht und ungern englisch sprechend, ohne jeden inneren Bezug zum American way of life, verfiel er mehr und mehr dem Alkohol und konnte außer einigen wenigen heimweh-seligen Gedichten (*Wo willst Du hin?*, 1947 autografiert) kaum noch etwas aufs Papier bringen. „Ich bin ein dicker, verdrießlicher, alter Mann geworden“, schrieb er 1946 in einem seiner wenigen Briefe aus New York, und ein anderes Mal:

Ich fühle mich hier unglücklich, allein und fremd. [...] Ich bin hier so allein und einsam, wie ich es noch nie in meinem Leben gewesen bin. Ich will nach Hause, d. h. nach Europa.

Die kleine Lyriksammlung *Wo willst Du hin?* ließ er mit einem *Letzten Wort an den Leser* enden:

Böser und gefährlicher
als die Atombombe
ist unsere Herzensträgheit.

Als Siemsen im Frühjahr 1948 endlich nach Europa zurückkehren konnte, zuerst nach Paris und im Sommer nach Düsseldorf, wo er die nächsten Jahre im Haushalt seines älteren Bruders Karl lebte, war er ein physisch und psychisch gebrochener Mann ohne jeden Lebensmut, der schließlich zum Pflegefall wurde und im November 1953

in ein Altenheim in Essen-Holsterhausen eingeliefert werden musste. Dort vegetierte er noch fast 16 Jahre dahin, teilnahmslos und geistig isoliert. Die Osnabrücker Künstlerin Tud Majores hat über einen Besuch bei ihm im Jahre 1968 berichtet:

Hans Siemsen war apathisch. Er war schwer krank, konnte nicht mehr schreiben und lief herum wie ein Tiger in seinem Käfig. [...] Er redete kaum, saß stumm da, rauchte viel.

Wenn man Siemsen fragte, ob er nicht Papier zum Schreiben haben wolle, soll er gesagt haben: „Nein, nichts mehr.“ Sein einziger Kontakt war zuletzt nur noch eine Pflegerin; nicht einmal der Pförtner des Altenheims kannte seinen in der Öffentlichkeit längst vergessenen Namen.

Als Siemsen am 23. Juni 1969 im Alter von 78 Jahren starb, war es eine langersehnte Erlösung für ihn. Seine Urne wurde am 10. Juli im Familiengrab auf dem Hasefriedhof in Osnabrück beigesetzt, neben den Eltern und Geschwistern. Den Grabstein teilt er sich mit der besonders geliebten Schwester Anna.

Siemensens bewegtes und am Ende tragisches Schicksal ist in vielem exemplarisch für die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umbrüche in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts; in seinen Werken hat er oft die Finger auf die Wunden seiner Zeit gelegt, von denen manche noch heute nicht verheilt sind.

Die im vorliegenden Lesebuch gesammelten Erinnerungen und Erlebnisse sind demgegenüber auf den ersten Blick leichtgewichtiger, scheinbar flüchtige und zufällige Alltags- und Reiseimpressionen; aber gerade sie zeigen das menschenfreundliche, sich mitfreuende und mitleidende Wesen dieses Schriftstellers, den es mehr zu lieben und bewundern als zu hassen und verachten drängte, auf besonders eindringliche Weise.

Alle Texte waren auch der Forschung bisher unbekannt und wurden mit zahlreichen weiteren, bibliografisch ebenfalls noch nicht erfassten Zeitungsveröffentlichungen (darunter einem umfangreichen „neuen Pitaval“, der unter dem Titel *Räuber und Mörder* vom 22. März bis 23. April 1930 im Berliner *8 Uhr-Abendblatt* erschien) erst bei der Erarbeitung der jetzigen Edition wiederentdeckt. Bei den Recherchen behilflich waren Gregor Ackermann (Aachen) und Dr. Hartmut Vollmer (Paderborn), denen hierfür mein herzlicher Dank gilt. Die Abfolge der Texte entspricht der Chronologie der bisher ermittelten Drucke, doch ist beim noch immer sehr vorläufigen Stand der Bibliografierung davon auszugehen, dass es sich bei den Vorlagen in einigen Fällen nicht um Erstveröffentlichungen handelt.

Möge unser Lesebuch auf den Leser so wirken wie auf den in der Titelgeschichte des Bandes *Paul ist gut* angesichts der Schlechtigkeit der Welt und der Dummheit der Menschen mutlos gewordenen Erzähler der eine, von Kinderhand mit Kreide aufs Pflaster geschriebene Satz *Paul ist gut*:

Paul ist gut. Wie kann da die Welt denn so ganz hoffnungslos schlecht sein, wenn ihr an Paul glaubt, wenn ihr auf den Stein schreibt: Paul ist gut. Habt Dank! Ich will den Mut nicht verlieren. Ich will mir Mühe geben. Damit einmal, nach Jahren, auch auf meinen Stein eine liebevolle Hand schreibt: Hans war gut.

Dieter Sudhoff

Textnachweise

Ein Almosen (aus: *Berliner Volks-Zeitung*, 23. April 1922) –
Bärenfamilie im Zoo (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, Berlin, 15. Juni
1923) – Rummelplatz (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 22. Mai 1925)
– Menagerie (aus: *Der Mittag*, Düsseldorf, 31. Oktober/1. No-
vember 1925) – Gesetze der Höflichkeit (aus: *Junge Menschen*,
Hamburg, Heft 3, März 1926) – Hafenviertel (aus: *Berliner
Börsen-Courier*, 11. April 1926) – Nordsee (aus: *Magdeburgi-
sche Zeitung*, 11. Juli 1926) – Großstadt-Märchen (aus: *Der
Mittag*, 20. Juli 1926) – Esel! Kamel! Hund! (aus: *Arbeiter-Zei-
tung*, Wien, 24. Juli 1926) – Auf der einsamen Insel (aus: *Mag-
deburgische Zeitung*, 25. Juli 1926) – Im Wartesaal (aus: *Mag-
deburgische Zeitung*, 25. Juli 1926) – Unbekannte Jahreszeiten
(aus: *Magdeburgische Zeitung*, 23. September 1926) – Die
Domglocken läuten (aus: *Der Mittag*, 30. Dezember 1926) –
Frühling (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 2. März 1927; die Namen
des „Malers“ und des „Dichters“ ergänzt nach einem Abdruck
u. d. T. *Frühling in Berlin*, in: *Magdeburgische Zeitung*, 29.
März 1929) – Glanz und Elend der Literatur (aus: *8 Uhr-
Abendblatt*, 29. März 1927) – Kunstbetrachtung (aus: *Deutsche
Zeitung Bohemia*, Prag, 9. Oktober 1927) – Die Saison beginnt
(aus: *Deutsche Zeitung Bohemia*, 22. Januar 1928) – Wat heißt
hier Frühling?! Baumblüte (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 3. Mai
1928; Ergänzungen in eckigen Klammern nach einem Ab-
druck u. d. T. *Berliner Baumblüte*, in: *Magdeburgische Zeitung*,
8. Mai 1932) – Die veränderte Straße (aus: *8 Uhr-Abendblatt*,
5. Mai 1928) – Ein Schaufenster (aus: *Magdeburgische Zeitung*,
25. August 1928) – Der Portier (aus: *Frankfurter Zeitung*, 26.
Oktober 1928) – Ein böses Tier (aus: *Deutsche Zeitung Bohe-
mia*, 18. November 1928) – Zwischen den Beinen hindurch
(aus: *Deutsche Zeitung Bohemia*, 2. März 1929) – Schlechtes
Gewissen (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 29. Mai 1929) – Sommer-
frische zu Hause (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 19. Juni 1929) – Erb-
sen auspuhlen (aus: *Magdeburgische Zeitung*, 24. Juli 1929) –
Tiere und Menschen im Zoo! (aus: *Frankfurter Zeitung*, Bei-
lage *Für die Frau*, Oktober 1929) – Weihnachten unterwegs
(aus: *Magdeburgische Zeitung*, 25. Dezember 1929) – Silvester-

abend in Westfalen (aus: *General-Anzeiger*, Dortmund, 1. Januar 1930) – Wenn der Mistral weht... Silvesterabend in Marseille (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 3. Januar 1930) – Fußballspiel zur Ehre Gottes (aus: *Deutsche Zeitung Bohemia*, 22. Januar 1930) – Offensichtliche Wirkung des Gebets (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 21. Februar 1930) – Greta Garbo im Wartesaal (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 1. März 1930) – Liebespaar (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 8. März 1930) – Die Grashalme von Pau (aus: *Frankfurter Zeitung*, Beilage *Für die Frau*, März 1930) – Osteressen, Osterfeuer (aus: *Frankfurter Zeitung*, Beilage *Für die Frau*, März 1930) – „Mein Droschkenkutscher“ (aus: *Deutsche Zeitung Bohemia*, 17. April 1930) – Wer kennt Berlin? Der Kurfürstendamm im Tageslauf (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 26. Juli 1930) – Tischtennis, wird auch unter dem Sofa gespielt (aus: *Frankfurter Zeitung*, Beilage *Für die Frau*, Juli 1930) – Rätsel der Technik (aus: *8 Uhr-Abendblatt*, 25. August 1930) – „Konservenmusik“ (aus: *Frankfurter Zeitung*, Beilage *Für die Frau*, Dezember 1930) – Muß das sein? (aus: *Deutsche Zeitung Bohemia*, 9. Januar 1931) – Kühe Tag für Tag. Eine Schilderei (aus: *Magdeburgische Zeitung*, 3. Mai 1931) – General Knusemong (aus: *Magdeburgische Zeitung*, 31. Dezember 1931) – Menschen unterwegs. Skizzen (aus: *Magdeburgische Zeitung*, 8. Juli 1932).